



Institut für gesellschaftswissenschaftliche
Forschung, Bildung und Information
Techniker Str. 36, A - 6020 Innsbruck
Handy: +43 650 260 14 72
Telefax: +43 512 93 45 10
www.uibk.ac.at
E-Mail: fbi@reflex.at

Intersektionalität, intersektionale Gewaltprävention in der Jugendarbeit

Annemarie Schweighofer-Brauer

Inhalt

Ausgangspunkt Arbeitskreis	S.3
Ergebnisse aus einer Recherche: Wie weiter in der Jugendarbeit mit Intersektionalität?	S. 6
Erfahrungen und Ergebnisse aus Projekten mit intersektionaler Perspektive	S. 6
Anregungen zur Konkretisierung einer intersektionalen Analyse	S. 10
Zusammenfassung: Was braucht es, um eine intersektionale Perspektive bzw. Haltung zu erarbeiten und in die praktische Arbeit einzubringen?	S. 16
Input Intersektionalität	S. 20
Literatur/Homepages	S. 35

Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf Fragen, die sich aus einem Arbeitskreis „Intersektionalität in der Kinder- und Jugendarbeit“ in Tirol ergaben. Zu diesem Arbeitskreis lud das Institut für gesellschaftswissenschaftliche Forschung, Bildung und Information 2014 im Rahmen des Regionalprojekts für die Plattform gegen die Gewalt in der Familie ein.

Im Hinblick auf die geschlechterbewusste Kinder- und Jugendarbeit hat sich Institut FBI die Aufgabe gestellt, konzeptionelle Entwicklungen aufzugreifen, zu beforschen, weiterzugeben und mit Fachleuten aus der Praxis zu diskutieren. Insbesondere befassen wir uns seit Ende der 1990er Jahre mit Buben- und Burschenarbeit und seit 2008 mit Cross Work.

Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen sowie Gewalttätigkeit von Jugendlichen sind oft verbunden mit Sexismus, Rassismus, sozial-ökonomischer Marginalisierung; mit damit verbundenen Selbstinszenierungen und darauf reagierenden Bewältigungsweisen.

In den letzten Jahren wurde von Expert_innen im Bereich Geschlechterpädagogik und Jugendarbeit die intersektional-gewaltpräventive Perspektive vorgeschlagen, um Diskriminierungserfahrungen, diskriminierende Strukturen mit Jugendlichen zu thematisieren und zu bearbeiten.

Im Arbeitskreis „Intersektionalität in der Kinder- und Jugendarbeit“ wollten wir uns mit Fachleuten aus der Kinder- und Jugendarbeit in Tirol dazu auseinandersetzen, ob und wie dieses Konzept in ihrer Praxis umsetzbar ist.

Dieser Text wird sich, von diesem Versuch ausgehend damit befassen, was nötig ist, um das theoretische Konzept bzw. das Analysekonzept Intersektionalität für die praktische Soziale Arbeit aufzubereiten, welche Erfahrungen dazu vorliegen, welche Hindernisse zu erwarten sind und welche Voraussetzungen es dafür braucht.

Ausgangspunkt Arbeitskreis

Zu Beginn des Arbeitskreises wurde der aktuelle Stand erläutert: Intersektionalität wird seit einigen Jahren zunehmend auch im Bereich der Kinder- und Jugendarbeit diskutiert. Es ist aber noch kaum geklärt, wie dieses Konzept in der Praxis fruchtbar gemacht werden kann. Eine erste Recherche zeigte: Es gibt kaum Praxis, die unter diesem Begriff läuft (das gilt auch für Deutschland). Daraus entstand die Idee zum Arbeitskreis: Gemeinsam zu überlegen, sich auszutauschen, zu entwickeln: Wie nehme ich Situationen konkreter Jugendlicher wahr, die sich aus der Überschneidung verschiedener Diskriminierungsverhältnisse ergeben? Wie überlege, gestalte ich Unterstützung? Welche Erfahrungen habe ich? Welche Erkenntnisse, Anregungen, Ideen ergeben sich aus diesen Erfahrungen für das Konzept Intersektionalität? Eine Selbstreflexionsübung der Teilnehmenden (soziometrische Stellproben zu Wanderungsbewegungen in der Herkunftsfamilie sowie zu sozialen Schichten der Herkunftsfamilien) verdeutlichte persönliche Bezüge im Feld von Privilegierungen/Diskriminierungen verschiedener Art, machte gleichzeitig erfahrbar, dass Privilegierungs-/Diskriminierungskategorien im Lebensvollzug nie trennscharf gegeneinander abzugrenzen sind, sondern interagieren. Intersektionale Kategorien wirken in konkreten Leben normalerweise nicht „in Reinform“, sondern von vornherein in „Mischverhältnissen“ (wer z.B. über seine geographische Herkunft nachdenkt, erinnert gleichzeitig seine soziale Herkunft oder/und wie es war, darin Mädchen_ oder Junge_ zu sein; wie es wirkt, krank, eingeschränkt zu sein ...). Deutlich wurde auch: Jede Person kommt aus ihrer Geschichte, für ein (gegenseitiges) intersektionales Verständnis empfiehlt sich genaues Zuhören und Nachfragen, ein Eingehen auf die Lebensbezüge in ihrer Gesamtheit. Zugehörigkeiten (Zuschreibungen) können in einem Kontext subjektiv mit Diskriminierung in einem anderen mit Privilegierung verbunden werden (z.B. eine Matura/ein Abitur zu haben kann in einem dörflichen Kontext zu Ausgrenzung aus bestimmten Gruppen führen, obwohl es in der Berufswelt privilegierend wirkt).

Auf diese Übung folgte ein Input (siehe unten) zum Konzept Intersektionalität als Verständigungsbasis für die gemeinsame Auseinandersetzung. Dazu wurde lebhaft diskutiert und es wurde deutlich, dass das Konzept fast allen Teilnehmenden des Arbeitskreises bislang unbekannt war.

Am Ende des Treffens wurde für die weitere Zusammenarbeit vereinbart, dass die Teilnehmenden die intersektionale Perspektive auf ihre Brauchbarkeit für die Arbeitspraxis reflektieren – also mit dieser Perspektive im Hinterkopf auf die eigene Praxis schauen: Hilft dieses Konzept, um die Situation der Kinder, Jugendlichen besser zu verstehen? Was ist anwendbar? Bringt diese Perspektive eine zusätzliche Sensibilisierung? Eröffnet sie Handlungsmöglichkeiten?

Beim nächsten Treffen sollte ein Austausch darüber stattfinden, um dann weiter zusammen über ein praxistaugliches Verständnis von Intersektionalität nachzudenken.

Das zweite Treffen war jedoch nicht wie vorbereitet durchführbar, da nur vier Teilnehmende anwesend waren. Einige Institutionen hatten sich vom Arbeitskreis abmelden müssen, da Finanzkürzungen, Ressourcenmangel eine weitere Teilnahme nicht zuließen bzw. andere Schwerpunkte in der Arbeit gesetzt wurden. Weitere Teilnehmende waren erkrankt oder im Urlaub.

Die verbliebenen Anwesenden kamen mit unterschiedlichen Erwartungen, sodass ein konzentriertes Nachdenken und sich Austauschen zum Thema: Wie kann das Konzept Intersektionalität in der Jugendarbeit nützen? schwer möglich war.

Anstelle eines ursprünglich geplanten dritten Treffens erschien es daher sinnvoller, weitere Recherchen dazu anzustellen, welche „Verbindungsteile“ fehlen bzw. zu wenig ausgereift sind, um ein systematischeres Aufgreifen des Intersektionalitätskonzepts in der Praxis zu ermöglichen; und die Ergebnisse in Form dieses Textes zur Verfügung zu stellen.

Die Auseinandersetzung während des zweiten Treffens ergab, dass Intersektionalität für die Fachleute durchaus Anregungen zur Selbstreflexion (Reflexion des eigenen intersektionalen Standortes) gibt, dass aber die Relevanz für die praktische Arbeit nicht klar wird. Was bringt das Konzept zusätzlich zur ohnehin bestehenden Aufmerksamkeit für die konkrete Situation der Jugendlichen, mit denen gearbeitet wird?

Im Folgenden werden also Ergebnisse dieser Recherche und Reflexion erörtert. An den Schluss wird der für den Arbeitskreis vorbereitete und für diesen Aufsatz überarbeitete und erweiterte Input zu Intersektionalität gestellt. Diejenigen unter den Leser_innen, die sich zunächst grundlegend zum Konzept Intersektionalität informieren wollen, können die Lektüre des Inputs vorziehen.

Vermutungen bezüglich der Schwierigkeit, Intersektionalität praktisch zu konkretisieren, die sich aus dem Arbeitskreis ergeben

- Intersektionalität als Reflexionskonzept zu verinnerlichen und dann auch noch eine Vorstellung davon zu gewinnen, wie es praktisch fruchtbar zu machen ist, erfordert Zeit. Die Fachleute aus der Praxis der Jugendarbeit sind jedoch vielfach mit knappen Ressourcen konfrontiert. In Bezug auf den Arbeitskreis betraf dies ganz besonders die Einrichtungen mit Schwerpunktsetzungen in der Geschlechterpädagogik, von der ausgehend sich der Bezug zu Intersektionalität anbietet und sie ihre Expertise hätten einbringen können. Gerade diese Institutionen mussten ihre (weitere) Teilnahme wegen nicht finanzierbarer Arbeitszeit absagen. Ein Thema wie Intersektionalität, das bislang noch wenig umsetzungsorientiert aufbereitet ist, lässt sich im Zeichen von Zeit- und Ressourcenmangel in den Einrichtungen schwer aufgreifen.
- Der Praxisbezug lässt sich von der bislang sehr akademischen Diskussion her (verortet in Gender Studies, Cultural Studies, Soziologie etc.) schwer bewerkstelligen. Es bestehen in der akademischen Diskussion unterschiedliche Positionen bezüglich der Ausdifferenzierung des Konzepts und es gibt kritische Positionen insgesamt dem Konzept gegenüber.
Für den Brückenschlag zwischen Theorie und Praxis ist noch einiges an Auseinandersetzung erforderlich. Dies war ja auch eine Motivation für den Arbeitskreis. Es gibt kaum Erfahrungsberichte zur schrittweisen praktischen Aufbereitung des Konzepts.
- Ein Arbeitskreis ist womöglich derzeit in Tirol kein adäquates Format, um sich mit der Praxisanbindung des Konzepts zu befassen. Die Teilnehmenden können in der zeitlichen Begrenztheit eines Arbeitskreises zu wenig Vorstellung davon gewinnen, was Intersektionalität zusätzlich zum bislang bestehenden Umgang mit Diskriminierungsverhältnissen bringt; und wie die Arbeit damit funktioniert. Die soziometrischen, biographischen Übungen verdeutlichen zwar, dass hier ein Potential liegt, indem der eigene intersektionale Standort klarer und auf blinde Flecken, Präferenzen, unhinterfragte Bilder und Vorannahmen hingewiesen wird. Ein Arbeitskreis sieht aber nicht vor, diese Basis systematisch zu erarbeiten. Dies ist jedoch offenbar notwendig, um mit dem Konzept ganzheitlich vertrauter zu werden,

einen eigenen Zugang und damit auch Vorstellungen zur praktischen Relevanz zu finden.

- Ein Arbeitskreis bietet in weiterer Folge zu wenig konzentrierte Zeit, um die notwendigen Schritte über die eigenen Bezüge zum Thema, die Erarbeitung des Konzepts bis zum Transfer in die eigene Arbeit zu setzen.
- Ein besser geeignetes Format diesbezüglich wäre eine Fortbildung. Allerdings erwarten Teilnehmende bei einer Fortbildung, dass es so etwas wie ein „kanonisiertes“ Wissen, das erworben werden kann, gibt. Das ist bezüglich der praktischen Umsetzung von Intersektionalität nicht der Fall. Wie gesagt, gibt es dieses Wissen hinsichtlich des theoretischen Konzepts, aber nicht hinsichtlich breiter praktischer Erfahrungen. Eine Fortbildung müsste zunächst die Selbstreflexion/Selbsterfahrung in den Mittelpunkt stellen, um den eigenen Bezug zum Thema zu finden. Möglicherweise bräuchte es eine diesbezügliche Fortbildung und einen anschließenden Arbeitskreis, in dem die Teilnehmenden sich selbstverantwortlich die Aufgabe stellen auf dieser Basis Umsetzungsmöglichkeiten zu finden in einem längeren gemeinsamen Prozess mit z.B. monatlichen Treffen.
- Es sind also Arbeitsschritte zu gehen, die in einem zeitlich sehr begrenzten Arbeitskreis, dessen Teilnehmer_innen (deren Einrichtungen) nur sehr beschränkte zeitliche, finanzielle Ressourcen dafür einsetzen können, nicht zu bewältigen sind. Ein Gewinn aus dem AK ist aber, dass diese Situation sich sehr klar darstellt. Im Folgenden wird weiter nachgeforscht, wie die Verbindung zwischen Theorie und Praxis entstehen kann.

Ergebnisse aus einer Recherche: Wie weiter in der Jugendarbeit mit Intersektionalität?

Im Arbeitskreis zeigte sich also: Wir kommen in diesem Setting vorerst nicht weiter. Intersektionalität erscheint als interessantes Konzept. Aber wie nützt es uns? Was tun wir damit? Wie befruchtet es die Praxis?

Die folgenden Ausführungen ergeben sich aus Literatur, Berichten und aus Gesprächen mit Expert_innen zu diesen Fragen.

Erfahrungen und Ergebnisse aus Projekten mit intersektionaler Perspektive

PeerThink und IGIV

Eine Gruppe von fünf Einrichtungen aus Deutschland, Österreich, Italien, Slowenien und Frankreich bearbeitete im Daphne II Projekt PeerThink 2007 bis 2009 das Thema intersektionale Gewaltprävention mit Jugendlichen. Intersektionale Gewaltprävention mit Peers wird in diesem Projekt folgendermaßen definiert:

1. Gewaltprävention wird angestrebt.
2. Mehr als eine soziale Kategorie wird berührt.
3. Die Abhängigkeit zwischen den sozialen Kategorien wird sichtbar.
4. Sie ist ein Beitrag, um Dominanzverhältnisse durch Dekonstruktion zu vermindern.

Das Handbuch zum Projekt beschreibt Methoden, um mit Jugendlichen intersektional gewaltpräventiv zu arbeiten. Diese Methoden sind nicht an sich intersektional, können jedoch im Sinne der oben angeführten Definition intersektional adaptiert werden.

„Auch wenn es nicht eine an sich intersektionale Methode gibt, so können wir doch den Ansatz, der pädagogische und soziale Arbeit intersektional macht, hervorheben:

- Orientierung an persönlichen Erfahrungen und Umgebungen
- Orientierung an Subjektivität
- Empowerment Ansatz für nicht-dominante Gruppen
- Förderung des Selbstwert-Gefühls
- Entwicklung von nicht-gewalttätigen Gemeinschaftsstrukturen“ (Busche u.a. 2009, S. 8).

Das PeerThink Handbuch ist in der Literaturliste am Ende dieses Textes inklusive Link zum Download zitiert (Busche u.a. 2009), ebenso die PeerThink Website in der Auflistung von Websites.

2010/2011 setzte dieselbe Projektgruppe ihre thematische Arbeit im Projekt IGIV – Implementation Guidelines for intersectional peer violence prevention (ebenfalls ein Daphneprojekt) fort. Darin ging es um die Entwicklung einer intersektional erweiterten Bildungs- und Sozialarbeit. Aus PeerThink ergab sich

„(...) die Forderung nach praktischen Methoden und Instrumenten eines integrierten Ansatzes intersektionaler Gewaltprävention (...)“. Hier knüpfte IGIV an und „(...) stellt analytische Werkzeuge, innovative Methoden, Videoclips, Checklisten, didaktische Instrumente sowie einen Trainingskurs für Trainer_innen und (Sozial-) Pädagog_innen im Bereich Gewaltprävention zur Verfügung.“ (Dissens e.V. 2011, S. 6)

Bei der Untersuchung der Ausgangslage in den beteiligten Partner_innenländern stellen die Autor_innen u.a. fest:

„Resümierend wurde die Überschneidung der sozialen Kategorie Ethnizität bzw. Migration mit anderen Kategorien in den Interviews häufig genannt; auffällig war allerdings, dass diese Überschneidungen wenig für eine tatsächliche Analyse der Lebenswirklichkeit der Zielgruppe und damit für soziale Arbeit produktiv genutzt werden konnte.“ (ebd., S. 14)

Verschiedene Kategorien in ihrem Zusammenwirken waren im Bewusstsein und im Blick, allerdings war unklar, wie deren Zusammenwirken in der Sozialen Arbeit analysiert und verstanden werden kann. Damit befasste sich das Projekt IGIV.

Es wurden ein Bedarf festgestellt, an dem gearbeitet werden muss, um hier weiter zu kommen (ebd., S. 17 ff.): Bedarf an spezifischem Wissen (zu Gewaltprävention; theoretischen Ansätzen für Pädagog_innen etwa zu post-kolonialen Verhältnissen, Heterogenität, Diversity, Identität und Geschlechtergleichheit; zu Dynamiken von Selbst- und Fremdzuschreibungen), Bedarf an spezifischen Werkzeugen und Methoden (um in unterschiedlichen Gruppenkonstellationen an diese angepasst arbeiten zu können; kollegiale Beratungen; zur Unterstützung von Jugendlichen bezüglich der Reflexion von Selbstkonstruktionen innerhalb ihres sozialen Kontexts; zur Analyse und Bearbeitung sozialer Kategorien), Bedarf bezüglich Organisationsentwicklung (Umgang mit Heterogenität in der Teamstruktur, Ziele diesbezüglich etc.), Bedarf an Ressourcen, um nachhaltiges Arbeiten zu gewährleisten (Kontakt und Zeit, Fortbildung, Finanzierungsprogramme, Projekte, Strategien, politische Unterstützung von Entwicklungsarbeit).

Die Umsetzung einer intersektionalen Perspektive erfordert als einen ersten Schritt die Analyse der eigenen Herangehensweise (Welche Art von Problemen wird mit einem Angebot angesprochen? Löst der Ansatz irgendein Problem der Jugendlichen, mit denen gearbeitet wird?) (ebd., S. 27)

„Eine intersektionale Perspektive soll es möglich machen, den jeweiligen Arbeitsansatz so zu entwickeln, dass die komplexen Lebenswirklichkeiten der Teilnehmenden berücksichtigt werden. Intersektionale Arbeit integriert konkrete Erfahrungen ohne zu homogenisieren, festzulegen oder zu stereotypisieren.“ (ebd., S. 33)

Im Handbuch werden Implementierungsleitfäden für Projekte, für Organisationen und für Programme bezüglich intersektionaler Gewaltprävention dargestellt. Während der Beschreibung der Leitfäden wird an verschiedenen Stellen auf die ebenfalls im IGIV Projekt erarbeitete Toolbox, die Videoclips, das Glossar und einen modularen Lehrgang hingewiesen: <http://www.igiv.dissens.de/index.php?id=105>

In einem Telefoninterview fragten wir Elli Scambor (Forschungsbüro des Vereins für Männer- und Geschlechterfragen in Graz; Projektmitarbeiterin von PeerThink und IGIV) wie der Praxisbezug des Konzepts Intersektionalität in den Projekten PeerThink und IGIV geplant und geschaffen wurde und mit welchem Erfolg, ob sich dabei ähnliche Hindernisse ergaben wie beim Arbeitskreis Intersektionale Jugendarbeit in Innsbruck (Gespräch vom 13.11.2014; Protokoll des Gesprächs Archiv Institut FBI).

Mit intersektionaler Gewaltprävention wurde in diesen Projekten ein neues Thema aufgegriffen. Die Projektmitarbeiter_innen gingen davon aus, dass das sperrige, komplexe Konzept Intersektionalität in die Arbeit mit den Fachleuten aus der Praxis der Jugendarbeit nicht gleich eingebracht werden soll, weil dies Ängste hervorrufen könnte.

Sie gingen davon aus, dass die Praktiker_innen tagtäglich intersektional arbeiten, für diese Arbeit aber nicht den Begriff und das Konzept Intersektionalität verwenden bzw. zur Verfügung haben.

Demgemäß zäumten die Projektmitarbeiter_innen das Pferd sozusagen von hinten auf, indem sie die Praktiker_innen zunächst im Rahmen einer Bedarfsanalyse in den beteiligten Ländern fragten: Was braucht ihr? Was macht ihr? Mit wem arbeitet ihr? Welche Spannungen zeigen sich in der Arbeit, welche Ausschlussmechanismen beobachtet ihr und welche diesbezüglichen Dynamiken und Diskussionen? Erst daran anschließend führten sie den Begriff Intersektionalität ein.

In Graz wurden Gruppeninterviews und Workshops durchgeführt. Darin wurde den Teilnehmenden deutlich, dass sie intersektional arbeiten. Die Projektmitarbeiter_innen boten ihnen dafür eine Sprache an.

In den Workshops ging es um intersektionale Gewaltprävention. Wie im Tiroler Arbeitskreis wurde auch hier das Thema als sperrig empfunden. Die Teilnehmenden wollten wissen: Was ist das für ein Konzept? Sie wollten mehr, es war aber quasi nie genug, um das Konzept praktisch zu verstehen. In diesen Workshops wurde schließlich mit Methoden der kollegialen Beratung an eigenen Beispielen der Teilnehmenden gearbeitet. Anhand der Fallbeispiele wurden Mechanismen des Ausschlusses, der Diskriminierung analysiert. Diese Workshops waren, da das Konzept aus Praxisperspektive schwer verständlich ist, mühsam und daher unmittelbar danach für die Leitenden vom Ergebnis her nicht zufriedenstellend. Dennoch „funktionierten“ sie – die Teilnehmenden blieben am Thema dran, kommen nach wie vor zu entsprechenden Tagungen und tragen das Thema weiter. Der Kreis von Menschen, der diese Tagungen besucht, erweitert sich.

Es lohnt sich also, solche mühsamen Workshops anzubieten und durchzuführen. Die empfundene Mühseligkeit hängt auch mit der Themenstellung zusammen: Das Phänomen, das bearbeitet wird, färbt darauf ab, wie darüber gesprochen wird. In diesem Fall geht es v.a. um Ausgrenzung und Gewalt.

Inzwischen scheint das Konzept Intersektionalität in der Steiermark verbreiteter, sogar hip zu sein. Während es ursprünglich im Genderdiskurs Platz fand, scheint es jetzt mehr in der praktischen (Jugend)Arbeit anzukommen.

Fair_Play

Das Kooperationsprojekt Fair_Play wurde von der Bundesarbeitsgemeinschaft Jungenarbeit und der Bundesarbeitsgemeinschaft Mädchenpolitik in Deutschland 2013 gemeinsam durchgeführt. Dafür wurden bundesweit sechs Partizipationsprojekte aus der Jugendarbeit nach einer Ausschreibung ausgewählt und gefördert. Sie wurden wissenschaftlich begleitet und evaluiert. Die Auswahlkriterien waren, dass diese Projekte partizipativ, dass Mädchen- und Jugendarbeit kooperativ involviert sein sollten und dass eine intersektionale Perspektive umgesetzt werden sollte.

Bei den Jugendlichen in den ausgewählten Projekten spielten intersektionale Kategorien wie Geschlecht, Behinderung, Migrationshintergrund, sozial-ökonomische Marginalisierung eine Rolle.

Aus dem Projektbericht bzw. der Evaluierung mittels Interviews und einer standardisierten Befragung (Bundesarbeitsgemeinschaft Jungenarbeit 2013, S. 29 ff.) geht hervor, dass intersektionale Aspekte in der Umsetzung der Projekte im Vergleich zu den Kriterien Partizipation und Kooperation Mädchen- und Jungenarbeit eine geringere Rolle spielten.

„Auch im Interview äußerten die befragten Fachkräfte eine Überforderung, das Thema konzeptionell zu verorten. Konzepte und Beispiele für eine Berücksichtigung in der Praxis wurden, wenn überhaupt, nur am Rande erwähnt. Häufig wurde auch eine synonyme Verwendung mit anderen Begriffen, wie z.B. der Inklusion praktiziert. Auf der Reflektions- und Analyseebene wurden Auswirkungen der Überschneidung von zwei oder mehr

Diskriminierungsaspekten vor allem dann thematisiert, wenn die Zielgruppe des Projektes sehr eng definiert war (z.B. Jugendliche mit Behinderung) und dann vor allem im Zusammenhang mit dem Aspekt Geschlecht. Dies deutet darauf hin, dass die Berücksichtigung des Zusammenwirkens verschiedener verflochtener Kategorien dort leichter zu gewährleisten ist, wo diese Kategorien auch in der Projektkonzeption eine gewisse Bedeutung erlangten (also im gesamten Verlauf präsent sind).“ (ebd., S. 29)

Insgesamt lassen sich aus den Projekten kaum allgemeine Handlungsempfehlungen dazu ableiten, wie Intersektionalität in Projekten berücksichtigt werden kann, was bezüglich Partizipation und Kooperation von Mädchen- und Jungenarbeit sehr wohl der Fall ist. Auch im Projekt fair_play wurde also deutlich, dass das Intersektionalitätskonzept noch nicht in die Praxis transferiert wurde, dass Fachleute aus der Jugendarbeit hierbei noch nicht auf bereits erprobte oder sogar etablierte Vorgehensweisen zurückgreifen (können) bzw. dass ein Bewusstsein für Intersektionalität noch nicht so weit entwickelt ist wie etwa jenes für eine geschlechterbewusste Haltung.

Die Bedingung oder Anweisung, dass intersektionale Aspekte einzubeziehen sind, lässt sich am derzeitigen Stand von Ausbildung und Praxiserfahrung der Fachkräfte nicht oder nur marginal umsetzen. Es fehlen offenbar einige Schritte (Fortbildung, praktische Erprobung und Reflexion, Konzeptarbeit ...) als Voraussetzung dafür bzw. empfiehlt es sich, wie dies bei PeerThink bzw. IGIV gemacht wurde, von den Erfahrungen der Praktiker_innen auszugehen und daran anschließend Praxiserfahrung, -bedürfnisse und Intersektionalitätskonzept, -sprache zusammen zu bringen.

www.meintestgelaende.de

Die von Redaktionsgruppen Jugendlicher gestaltete Website www.meintestgelaende.de entstand aus der Zusammenarbeit im Beirat Jungenarbeit. Dieser Beirat wurde vom deutschen Familienministerium initiiert, war zwei Jahre lang aktiv (ab Ende 2010) und paritätisch mit je sechs Fachleuten und sechs Jungen besetzt. Der Beirat tagte jeweils an den Orten, an denen die Jungen zu Hause sind. Die Ergebnisse wurden 2013 publiziert (Beirat Jungenpolitik 2013).

Auf Anregung der Jungen des Beirats wurde eine Website kreiert, die laufend von Jugendlichen mit ihren Inhalten bestückt und als Auseinandersetzungsplattform genutzt wird. Für die Erarbeitung der Website wurden die Bundesarbeitsgemeinschaften Jungenarbeit und Mädchenpolitik wiederum kooperativ beauftragt.

Auf der Website – als eine jugendgerechte Form zur Auseinandersetzung mit politischen und vielen anderen Themen – bringen Jugendliche sich ein und tauschen sich aus.

Die Website bezieht sich zwar nicht explizit auf Intersektionalität, ist in der Ausführung aber intersektional. Die Beiträge bearbeiten „diskriminierungsverdächtige“ Themen und dabei entfalten die Jugendlichen ihre inhaltlichen und medientechnischen Potentiale. Die intersektionale Anlage dieser Homepage kann damit zusammen hängen, dass die Projektbeauftragten mit dem Konzept vertraut sind. Sie ergibt sich sicherlich auch daraus, dass die Themen, mit denen sich die jugendlichen Redaktionsgruppen befassen und mit denen sie ihre Lebenswirklichkeiten reflektieren, intersektional sind.

Alle Arten von Fragen und Themen werden mittels verschiedener Methoden erkundet und aufbereitet. Beispielsweise befassen sich Beiträge mit Klischees zu Männern und Frauen und was an ihnen dran ist; damit ob es einen Bart braucht, um männlich zu sein (zum Tag des Bartes); eine gemischte Gruppe aus Jugendlichen mit und ohne Behinderung befasst sich ein Jahr lang mit den Sinnen; Homosexualität wird in einem Interview mit einem homosexuellen Schauspieler angesprochen; es werden selbstgemachte Songs und Filme online gestellt etc.

Intersektionalität ist als Begriff nicht präsent, aber Jugendliche in ihren heterogenen, vielschichtigen Lebenslagen agieren und interagieren, erforschen und reflektieren. Auch der Begriff Diskriminierung wird auf der Website nicht allzu sehr strapaziert. Zum Ausdruck kommen Selbstermächtigung, Einbringen von Fähigkeiten und Talenten, lustvolles Erkunden von Themen und Fragen – auch in Bezug auf Diskriminierungskontexte.

Anregungen zur Konkretisierung einer intersektionalen und gewaltpräventiven Jugendarbeit

Intersektionale Analyse in der Ausbildung von Sozialarbeiter_innen bzw. im Bildungsbereich

Eva Fleischer, Professorin an der Fachhochschule für Soziale Arbeit am MCI in Innsbruck, befasst sich mit und lehrt zu Intersektionalität in der Sozialen Arbeit. Nach ihrer Erfahrung wäre es erforderlich, das Vorgehen bei einer intersektionalen Analyse zur Bearbeitung von Praxissituationen schrittweise aufzubereiten. Dazu gibt es bislang kaum Anleitungen. So müsste z.B. Reflexionsfähigkeit als zentrale Anforderung bei der Analyse geschult werden, es ist zu bestimmen, was Reflexion ist bzw. wie Reflexion vor sich geht. Diesbezüglich weist sie auf eine Publikation von Gerd Bräuer hin (Bräuer 2014), in der das Konzept der „reflexiven Praxis“ vorgestellt wird.

„Das Konzept der reflexiven Praxis beinhaltet selbst- und fremdgesteuerte Anregungen zur Betrachtung einer bestimmten (eigenen oder fremden) Aktivität unter dem Gesichtspunkt der Effizienz des Handelns und/oder des Handlungsergebnisses.“ (Bräuer 2014, S. 20)

Die intersektionale Analysefähigkeit, die Analyse von Diskriminierungsmechanismen, Ausschlussverfahren auf den drei Ebenen – soziale Strukturen, Repräsentation, Individuum – und der Wirkung der Kategorien, die dabei jeweils eine Rolle spielen, soll in den Ausbildungen der entsprechenden Berufsgruppen geschult werden (Gespräch mit Eva Fleischer, 14.10.2014).

Eva Fleischer verbindet die intersektionale Perspektive mit dem Anti-Bias-Ansatz, den sie in die Lehre an der Fachhochschule für Soziale Arbeit einbringt:

„Als ein Widersprüche einbeziehender Ansatz, der als Schlussfolgerung aus der Kritik an (neo-)assimilatorischen und multikulturellen Ansätzen entstanden ist (...) ein Ansatz, der keine ‚Rezepte‘ sondern eher Angebote zum langfristigen Arbeiten an einer diversitätsbewussten Haltung bietet.“ (Fleischer/Lorenz 2012, S. 2)

Der Anti-Bias-Ansatz wurde zunächst wie das Intersektionalitätskonzept im Kontext der Anti-Rassismus Bewegung in den USA der 1980er Jahre formuliert. Während der 1990er Jahre wurde er in Begegnung mit Post-Apartheitsverhältnissen in Südafrika wesentlich weiter entwickelt. Der Anti-Bias-Ansatz wurde im Vergleich zur intersektionalen Perspektive, die bis heute sehr in akademischen Diskursen verhaftet bleibt, unmittelbar nicht nur als theoretisches Konzept, sondern auch als pädagogische Praxis aufbereitet.

„Das Anliegen war, der Komplexität von Diskriminierungsverhältnissen gerechter zu werden und durch die Verfolgung einer Mehrfachstrategie einen Widersprüche einbeziehenden Umgang mit Differenz und Vielfalt zu ermöglichen (vgl. Anti-Bias-Werkstatt 2009: 3). Ansatzpunkt von Anti-Bias-Arbeit sind die individuellen Erfahrungen und Lebenszusammenhänge. Methodisch unterstützt wird der Einstieg in langfristige

Lernprozesse angeboten, die mit Verunsicherung einhergehen können. In der Auseinandersetzung werden die hinter den jeweiligen Diskriminierungsformen stehenden historischen und gesellschaftlichen/globalen Kontexte mit in den Blick genommen. Dadurch können Strukturen und Machtverhältnisse thematisiert werden, die eine Durchsetzung und Verfestigung von diskriminierenden Konstruktionen erst ermöglichen. Zugleich wird damit der Individualisierung von Diskriminierungserfahrungen entgegen gewirkt (vgl. Schmidt et al. 2009: 158).“ (ebd., S. 3)

Die Anti-Bias-Arbeit wird bislang v.a. in Bildungszusammenhängen aufgegriffen und praktiziert (Kindertagesstätten, Grundschulen, Erwachsenenbildung und Jugendarbeit), jedoch noch nicht in anderen Feldern der Sozialen Arbeit (ebd., S. 3). Wie bei der intersektionalen Perspektive geht es beim Anti-Bias-Ansatz um die Thematisierung von Unterdrückung (bzw. Diskriminierung) – Privilegierung, um das Hinterfragen stereotyper Wahrnehmungsmuster, um die Umformung von Macht- hin zu Gleichwertigkeitsstrukturen (ebd., S. 4). Das Diskriminierungsmodell des Anti-Bias-Ansatzes beinhaltet, wie das intersektionale, die Analyse von verschiedenen, sich überschneidenden Differenzlinien, die Menschen jeweils spezifisch betreffen, deren Konstruktion und Reproduktion aber gesellschaftliche Machtverhältnisse herstellt (strukturell, ideologisch-diskursiv). Individuell ergeben sich daraus spezifische Diskriminierungs-/Privilegierungserfahrungen. Der Anti-Bias-Ansatz bezieht sich auf das Intersektionalitätskonzept und geht von 17 Diskriminierungskategorien aus, wobei die Liste offen bleibt (ebd., S. 5). Im Anti-Bias Lernprozess stehen u.a. die Begriffe internalisierte Dominanz/internalisierte Unterdrückung im Zentrum der (Selbst)Reflexion. Daran anschließend werden Verhaltensmuster erkennbar gemacht, die diese Dominanz/Unterdrückung unterstützen: beispielsweise entmündigende Hilfe oder Abgabe von Verantwortung, Schuldzuweisung an die Benachteiligten auf der Seite der Dominanz – das System bzw. die Anderen verantwortlich machen für die eigene Situation auf der Seite der Unterdrückung; Ausblendung, Leugnung oder ein nicht-verstehen-Wollen der politischen, historischen, ökonomischen, sozialen und psychologischen Hintergründe und Auswirkungen von Unterdrückung auf der Seite der Dominanz – Unverständnis oder eine Leugnung struktureller Auswirkungen und Hintergründe auf der Seite der Unterdrückung (ebd., S. 7/8).

„Aus der Auseinandersetzung mit den Erscheinungsformen verinnerlichter Machtverhältnisse kann sich die Suche nach ‚Möglichkeitsräumen‘ für alternatives Handeln ergeben (Holzkamp 1989: 370, zit. nach Schmidt 2009: 94). Zugleich entsteht die Frage, wie Sozialarbeiter_innen im Prozess der Reflexion und kritischen Beleuchtung von Verhältnissen, in denen sie sich alltäglich als Professionelle bewegen, handlungsfähig bleiben können. In der Anti-Bias-Seminararbeit wird daher, im Anschluss an die Auseinandersetzung mit dem Modell, der Raum für die Entwicklung von Alternativen zu ‚Verinnerlichter Dominanz/Verinnerlichter Unterdrückung‘ eröffnet (vgl. Kübler/Reddy 2002: 111).“ (ebd., S. 8)

Eva Fleischer unterrichtet den Anti-Bias-Ansatz, wie erwähnt, in der Ausbildung von Studierenden an der Fachhochschule für Soziale Arbeit und auch in Seminaren, die sie außerhalb der Fachhochschule durchführt. Im Pflichtkontext der Fachhochschule sind einige Kriterien nicht gegeben, die als Voraussetzung für die Anti-Bias-Arbeit in pädagogischen Settings beschrieben werden (Freiwilligkeit, keine Beurteilung, Doppelleitung bzw. heterogene Leitung, angemessene Gruppengröße). Studierende geben dennoch die Rückmeldung, dass sie die Begegnung mit diesem Ansatz in der Ausbildung als sehr befruchtend und wertvoll erfahren. Ein Einbringen des Anti-Bias-Ansatzes im Sinne

desselben in den Unterricht stellt aber Anforderungen an die Strukturvorgaben von Fachhochschule und Studienaufbau, die erst noch zu bearbeiten sind (ebd., S. 8 ff.).

Eine pädagogische Haltung aus einer intersektionalen Perspektive

Olaf Stuve umreißt in einem Artikel („Geht es nicht eher um...?“ Intersektionale Ambivalenzen in der Gewaltprävention und Antidiskriminierungspädagogik. Pädagogische Schlussfolgerungen aus einer intersektionalen Analyse) folgendermaßen, was es für eine pädagogische Haltung aus intersektionaler Perspektive braucht (Stuve 2014, S. 241/42):

- Reziprozität (Gegenseitigkeit) – alle fragen und antworten, niemand ist zur Antwort verpflichtet
- Differenzieren statt homogenisieren
- Inklusiv sein
- Mehrfachzugehörigkeiten akzeptieren und Widersprüchlichkeiten bestehen lassen
- Nicht zur Anpassung an dominante Normen auffordern, sondern Rückzugsräume schaffen, in denen eigene Vorstellungen erlebbar werden können
- Artikulationsräume schaffen (Benennung und Thematisierung gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse – gerade aus dem eigenen Erleben)
- Kein Anspruch, schon alles zu wissen: eher fragen als zuschreiben
- Kontra-intuitives Handeln (Skepsis gegenüber dem ersten Eindruck)
- Neue Praktiken üben und Bedingungen zur Umsetzung erstreiten
- Dilemmata benennen und gemeinsame Handlungs- und Umgangsweisen entwickeln – Jugendliche ermutigen untypische Wege zu gehen, wenn die Umsetzung eines Wunsches auf direktem Weg nicht möglich ist (weil z.B. die Zugangsvoraussetzungen für die Ausbildung im gewünschten Beruf fehlen) und solche Barrieren von vornherein mitdenken
- Diskriminierungen grundsätzlich kritisieren
- Keinen Rezepten nacheifern
- Fehlerfreundlichkeit, auch scheitern dürfen.

Eine intersektionale Analyseperspektive beinhaltet laut Olaf Stuve (ebd. S. 243/44):

- Kontextbezogenheit: welche Zugehörigkeiten spielen im konkreten Kontext eine Rolle und auf welcher der Analyseebenen?
- Gesellschaftlich gewaltvolle Verhältnisse in ihren Bedeutungen für Kinder und Jugendliche erkennen und Herrschaftsverhältnisse kritisieren (als pädagogische Kompetenz), trotzdem individuelle Umgangsweisen ermöglichen
- Konstruierte Unterschiede als solche erkennen (z.B. Menschen mit und ohne Migrationshintergrund, „Jungen“ im Gegensatz zu „Mädchen“ mit allen verbundenen Zuschreibungen)
- Auf Entstehungsbedingungen von Zugehörigkeiten eingehen – dadurch die Frage bearbeitbar machen, wieso ein_e Einzelne_r sich bestimmten Gruppen zugehörig fühlt oder ihnen zugerechnet wird (Vor- und Nachteile)
- Damit können Kategorisierungen auf subjektiver Ebene als vorläufig angenommen, kann mit Mehrfachzugehörigkeiten flexibel umgegangen, können Widersprüchlichkeiten zugelassen werden
- Analyse von Herrschafts- bzw. Dominanzverhältnissen in ihrer Verwobenheit, keine Komplexitätsreduktion

Weiters gibt Olaf Stuve Hinweise zu Methodik/Didaktik, die hier in voller Länge zitiert werden.

- „Material: Wer taucht im Material auf? Wie sind die Darstellungen, wer hat oder macht die Probleme? Wer wird als souverän, wer als unsouverän dargestellt...?“
- Wer lernt was auf wessen Kosten?
- Auflösen von ‚Wir-Ihr-Konstruktionen‘ in Richtung ‚immer wieder wechselnde Gruppenkonstellationen‘
- Was bedeutet es zu Mehrheits- oder Minderheitengruppen zu gehören? Wovon ist welches Gefühl abhängig? Immer wieder die dahinter liegenden gesellschaftlichen Strukturen in ihrer Bedeutung sichtbar machen anstatt von individuellen Begründungen auszugehen.
- Gruppen auch mal nach gesellschaftlichen Diskriminierungserfahrungen und Mehrfachzugehörigkeiten teilen. Einen Austausch organisieren ohne Geständnis- oder Erklärungszwang zu produzieren.
- Daran arbeiten, Situationen konkret zu ändern.
- Widerstandsperspektive
- Es geht immer um das Ziel des Abbaus von Dominanz(verhältnissen) in dem konkreten sozialen Gefüge.
- Es finden keine Aufforderungen zur bloßen Anpassung an vorherrschende Normvorgaben statt – Artikulationsmöglichkeiten sollen dazu dienen die eigenen Standpunkte öffentlich zu machen (Artikulationsräume schaffen).
- In eigensinniger Haltung ermutigen, den eigenen Impulsen nachzugehen, darin unterstützen.
- Das Bedürfnis ‚normal sein‘ zu wollen ebenso ernst nehmen.
- Empowerment kann heißen: sich kollektiv bewusst werden über gesellschaftlich strukturierte Diskriminierungen; sich Menschen einladen, die erfolgreiche Strategien der Selbstorganisation, des sich zu Wehr Setzens etc. mitgemacht haben. Strategien der De-Thematisierung werden kritisiert und unterlaufen.
- Rassistische, sexistische, soziale und andere Ausgrenzungen und Abwertungen (auch durch Lehrkräfte und Sozialpädagog_innen) werden ernst genommen und zu Ausgangspunkten pädagogischen Arbeitens gemacht.“ (ebd. S. 244/45)

Verhalten/Handeln aus intersektionaler Perspektive

In einem Vortrag (Abschlussveranstaltung zur Studie Burschenarbeit in der Steiermark, 8. Jänner 2014, Amt der Steiermärkischen Landesregierung, Karmeliterhof Graz zum Thema „Intersektionalität in der Burschenarbeit“) geht Mart Busche auf drei Dimensionen ein, die für die Gestaltung intersektionaler Praxis zu bedenken wären.

Mart Busche, eine der Autor_innen des IGIV Handbuchs, konkretisierte in genanntem Vortrag die Umsetzung der intersektionalen Perspektive hinsichtlich Burschenarbeit.

„1. Dimension

- Entwicklung nicht-stereotypisierender Methoden
- Reflexion der eigenen Haltung und (De)Privilegierungen:
 - o Wie bin ich positioniert?
 - o Kann ich die Bedarfe und Inszenierungen anders positionierter Personen verstehen?
- Abwehrgargumente prüfen und neue Themen zulassen, z.B. trans*, Diskontinuitäten im Begehren

2. Dimension:

Analysen für intersektionale Dynamiken

Wie wird Ungleichheit produziert?

- o In der Sprache
Wer wird (nicht) markiert?
- o In Interaktionen
Was wirkt womit wie in welchem Kontext?
- o Auf gesellschaftlicher Ebene

Welche Kategorien werden verschwiegen/ausgeklammert?

Welche werden instrumentalisiert?

Vielfalt von Kategorien zum Ausgangspunkt theoretischer und pädagogischer Überlegungen nehmen, ohne sie als Ungleichheitskategorien zu reproduzieren.

- Vernetzung

3. Dimension:

Methodik und Praxis

Wie lässt sich das Zusammenwirken von individueller Befindlichkeit & Identität mit den strukturellen (Ungleichheits-)Verhältnissen in der Burschenarbeit fassen?

- Grundsätzlich: Fehler einkalkulieren, weil nicht alles inkludiert werden kann
- Mit den Biografien arbeiten: Schnittstellen gesellschaftlicher Differenzierungen und Hierarchisierungen

Alle partizipieren an Ungleichheitssystemen – aber unterschiedlich

- Prozessorientierte Erfahrungsräume schaffen.“

(aus der Mart Busche zur Verfügung gestellten Präsentation zum Vortrag, Archiv Institut FBI)

Die erste und zweite Dimension verdeutlichen, dass eine Erkundung und Reflexion des eigenen intersektionalen Standorts unerlässlich ist. Sie ist auch Bedingung dafür, die eigenen Grenzen und Möglichkeiten beim Wahrnehmen anderer Standorte zu erkennen und die Wahrnehmungsfähigkeit zu erweitern.

Ebenso unerlässlich ist eine genaue Auseinandersetzung mit bestehendem Wissen zur Produktion von Ungleichheit.

Die dritte Dimension steigt in die Praxis der Jungenarbeit ein. In dieser dritten Dimension liegt das Hauptaugenmerk auf dem Verstehen konkreter Biographien, dem Schaffen von Erfahrungsräumen (nicht auf der Umsetzung konkreter Methoden).

Das IGIV Handbuch führt, wie oben dargestellt, aus, wie eine intersektionale Perspektive für ein Projekt, eine Organisation oder ein Programm konkret erarbeitet werden kann. Diese Perspektive sollte im Arbeitskonzept einer Einrichtung festgehalten und ausgeführt sein. Um aber klarer zu machen, wie eine alltagspraktische intersektional bewusste Intervention in der Jugendarbeit vor sich gehen kann, die aus einer dementsprechend erarbeiteten Haltung möglich ist, wird hier ein Beispiel aus dem IGIV Handbuch zitiert. In diesem Beispiel geht es um kontraintuitives Handeln – also ein Handeln, das der eigenen spontanen, ansozialisierten Reaktionsweise entgegenläuft und daher die erwähnte Arbeit an der eigenen Haltung voraussetzt.

„Ein Beispiel für kontraintuitives Handeln möchten wir anhand der Antwortmöglichkeiten eines_einer Sozialarbeiter_in auf das selbstethnisierende Verhalten eines Jungen zeigen, der sagt: ‚In unserer Kultur räumen Männer die Küche nicht auf, das ist Frauenarbeit‘. Der Junge erwartet in einem pädagogischen Setting wahrscheinlich von der_dem Sozialarbeiter_in, der_die Mitglied der Mehrheitsgruppe in der Gesellschaft ist, eine Reaktion wie: ‚In unserer Gesellschaft räumen Männer die Küche aber auf und du musst dich anpassen!‘. In diesem Fall fänden eine Selbstethnisierung und deren Bestätigung statt. Der_Die Sozialarbeiter_in kann aber auch anders reagieren: ‚In unserer Kultur ist es wie in deiner, Männer räumen normalerweise nicht die Küche auf. Aber hier im Jugendclub räumen Männer die Küche auf‘. In diesem Fall akzeptiert der_die Sozialarbeiter_in die Unterscheidung anhand einer ethnischen oder kulturellen Differenz nicht. Anstelle dessen bezieht sich der_die Sozialarbeiter_in auf das spezifische Setting des Jugendclubs (oder der Schule) wo Normen wie Geschlechtergleichberechtigung gelten. Natürlich sollte es dann zuvor eine Einigung über die Ansichten zur Gleichberechtigung unter den Mitarbeitenden gegeben haben.“ (Dissens e.V. 2011, S. 35)

Kontraintuitives Handeln erfordert die Fähigkeit, gegen den Strich oder zwischen den Zeilen zu lesen. Auf das obige Beispiel bezogen: Unter der Aussage „Männer machen das nicht in unserer Kultur“ kann der Subtext gelesen werden: „Ich werde nie von euch akzeptiert werden, deshalb versuche ich gar nicht erst, so wie ihr zu sein, sondern ich verkörpere eure Bilder von mir oder widersetze mich mit meiner Kultur.“ Kontraintuitives Handeln und gegen den Strich zu lesen müssen trainiert werden. Dafür bietet sich etwa die kollegiale Beratung als Übungsfeld an (Busche/Scambor/Stuve 2012, S. 10/11).

Projekt Intersektionale Gewaltprävention von Dissens e.V.

Im Modellprojekt Intersektionale Gewaltprävention wurde eine praxisnahe Qualifizierung für pädagogische Fachkräfte in der Arbeit mit Jugendlichen entwickelt. Die entsprechende Website stellt Methoden, Selbstlern-Module, Präsentationen und Hintergrundtexte zur Verfügung.

„Gewaltprävention umfasst Handlungen, die gewalttätige Konflikte zwischen Personen oder Gruppen abbauen oder vermeiden. Eine intersektionale Gewaltprävention adressiert dabei nicht nur personale und körperliche Gewalt, sondern befasst sich ebenso mit Fragen gesellschaftlicher Dominanzverhältnisse. Sie nimmt wahr, wie Kinder und Jugendliche im Netz verschiedener gesellschaftlicher Verhältnisse unterschiedlich positioniert und damit Gewalt ausgesetzt sind.

Eine intersektionale Gewaltprävention arbeitet mit Kindern und Jugendlichen zugleich daran, wie diese sich in ihrem Dominanz- und Gewaltverhalten der genannten gesellschaftlichen Kategorien bedienen, wie sie in geschlechtlichen, sexuellen, rassistischen und sozialen Dominanzverhältnisse und Gewalttaten zum Ausdruck kommen.

Intersektionale Gewaltprävention befasst sich also mit individuellen Gewalthandlungen und -erfahrungen wie mit gesellschaftlichen Verhältnissen, die nicht nur Gewalt befördern, sondern ursächlich mit ihnen in Verbindung stehen.“

(<http://www.dissens.de/isgp/index.php> [19.11.2014])

Als Ziele einer Fortbildung zu intersektionaler Gewaltprävention werden angeführt:

- „Sie kann Kolleg_innen eine Hilfestellung sein, der komplexen Wirklichkeit ihrer Zielgruppen so nah wie möglich zu kommen und zielgruppengerechte Angebote zu machen.
- Sie kann eine Reflektions- und Analysehilfe darstellen, die dazu beiträgt, dass pädagogische Angebote nicht selbst zur Reproduktion und Stabilisierung von Dominanz- und Gewaltverhältnissen beitragen.
- Sie kann dazu beitragen methodische Ansätze für das eigene Arbeitsfeld zu entwickeln, die verschiedene Dominanzverhältnisse in ihrer Verschränkung thematisieren.
- Sie kann dazu beitragen, in der Arbeit mit Jugendlichen ein Verständnis zu entwickeln, das die individuelle Handlungsebene und die Betrachtung gesellschaftlicher Verhältnisse mit einschließt.“ (<http://www.dissens.de/isgp/curriculum.php> [19.11.2014])

Zusammenfassung: Was braucht es, um eine intersektionale Perspektive bzw. Haltung zu erarbeiten und in die praktische Arbeit einzubringen?

Was macht es für Fachleute in der praktischen Jugendarbeit schwierig, sich mit der intersektionalen Perspektive zu befassen?

- Das Format Arbeitskreis erwies sich als wenig geeignet, um diese Beschäftigung zu initiieren. Ein Arbeitskreis als Austausch- und Bearbeitungsforum unter gleich Erfahrenen ist erst dann sinnvoll, wenn die potentiellen Teilnehmenden bereits in ein Thema eingearbeitet sind. Es muss also ein Weg für den „Einstieg“ gefunden werden.
- Um ein neues Konzept auf die eigene Arbeitspraxis zu beziehen, muss Zeit und Geld investiert werden. Wenn Ressourcen für die Jugendarbeit gerade knapp sind, ist dies schwierig. In Tirol wurde Ressourcen- bzw. Zeitknappheit als ein Grund dafür angegeben, die Teilnahme am Arbeitskreis nicht fortzusetzen. Das Thema erschien auch als zu wenig dringend, um vorhandene Ressourcen dafür einzusetzen. Genau die Einrichtungen waren explizit von Finanzkürzungen betroffen, die aufgrund ihrer Expertise geeignete Impulsgeber für eine intersektionale Perspektive wären: die Einrichtungen, die geschlechterbewusst mit Mädchen_Jungen arbeiten, sich also eingehend mit einer wesentlichen intersektionalen Kategorie befasst haben und befassen.
- Intersektionalität ist ein sperriger Begriff, wie Elli Scambor formuliert, ein sperriges Konzept; ein konzeptionelles Angebot für etwas, was in der Praxis schon erfahren und gemacht wird, ein analytischer Rahmen. Diese Sperrigkeit schreckt ab, es besteht eine Kluft zwischen Konzept und Praxis zu deren Überbrückung (etwa über Aus- und Fortbildung) es derzeit noch wenig Erfahrungswissen gibt.
- Weiters dürfte die hohe Anforderung, die das Konzept stellt, bezüglich der Fähigkeit Komplexität aufzubauen, mit Komplexität umzugehen und Widersprüchlichkeit bestehen zu lassen, eine Schwierigkeit darstellen.
- Wie auch in der Geschlechterpädagogik verlangt die intersektionale Perspektive die Bereitschaft zur Selbstreflexion, dazu gewohnte Sichtweisen, Selbst-Sicherheiten, das eigene Weltbild in Frage zu stellen, blinde Flecken zu entdecken und zwar auf einer sehr basalen Ebene. Die damit verbundene Verunsicherung auszuhalten bzw. pädagogisch fruchtbar zu machen, ist ebenfalls eine große Herausforderung sowohl für Einzelpersonen als auch für Einrichtungen. Damit ist auch klar, dass es darum geht, sich auf einen vermutlich längeren Prozess einzulassen.

Was braucht es, um die intersektionale Perspektive einzubringen, das Interesse dafür zu wecken?

- Um Praktiker_innen von der Relevanz eines unbekanntes Konzepts zu überzeugen braucht es einen langen Atem. In Graz/Steiermark etwa ist die gut vernetzte und im Fortbildungsbereich aktive Einrichtung Forschungsbüro des Vereins für Männer- und Geschlechterfragen zusammen mit der Männerberatung und Burschenarbeit dieser Einrichtung seit mindestens 2007 damit befasst, bietet Workshops, Publikationen, Tagungen dazu an und trat im Rahmen von PeerThink und IGIV an Praktikerinnen heran. So entsteht mit der Zeit eine „kritische Masse“ von Interessierten, die das Gefühl haben, da liegt etwas in der Luft, womit man sich befassen muss. In Tirol wird Intersektionalität aktuell nur an Fachhochschulen oder Universitäten thematisiert und ist offenbar über hier Ausgebildete noch nicht in die Praxis „vorgedrungen“.

- Als geeignetes Format, um mit der Beschäftigung mit einer intersektionalen Perspektive zu beginnen in einem Kontext, in dem diese bislang kaum thematisiert wurde, ist es nach den Erfahrungen in PeerThink/IGIV sinnvoll, vom anderen Ende her anzufangen: Indem im Rahmen z.B. von Studien, Workshops an den Anliegen und Bezügen der Fachleute aus der Praxis angesetzt wird (Mit wem arbeitet ihr? Welche Themen, Probleme ergeben sich dabei? Wer wird wann ausgeschlossen? Wie wird das thematisiert? ...). Das Konzept Intersektionalität wird erst darauf folgend angeboten.
- Es braucht Formate, die gleichzeitig Raum und Zeit anbieten für die Erforschung des eigenen intersektionalen Standortes, für Selbstreflexion.
- Nachdem das Konzept bislang nicht im „kollektiven Bewusstsein“ der Fachleute angekommen ist, kann es Sinn machen, über eine gut beworbene Website quasi ein Promotionkampagne zu starten: eine Website die Tipps, Materialien, Kommentare, Artikel etc. zu intersektionaler, gewaltpräventiver Jugendarbeit versammelt bzw. darauf weiter verweist, so dass es eine zentrale Stelle gibt, die eine eingehende Information und einen Einstieg ermöglicht zu selbst gewählten Zeiten. So könnte das Interesse für eine eingehendere Beschäftigung geweckt werden.

Was braucht es zur Erarbeitung einer intersektionalen Perspektive?

- Es ist zu klären, dass es nicht um die (reine) Aneignung von Information geht, sondern um ein Bewusstsein, eine Haltung, die dieser Perspektive entsprechen. Dasselbe ist etwa in der Geschlechterpädagogik der Fall: Fortbildungen werden oft mit der Hoffnung gebucht, Rezepte zur Umsetzung zu erhalten; die Teilnehmenden werden aber tatsächlich dazu eingeladen, die eigene Sicht der Dinge zu hinterfragen. Bewusstsein und Haltung entwickeln sich durch Erfahrungen, die gemacht werden (nicht nur in der Arbeitspraxis, sondern etwa in Fortbildungen durch Übungen). Bewusstsein und Haltung sind nie abgeschlossen, sind keine „Dinge“ sondern Prozesse. Nach 40 Jahren Geschlechterpädagogik bringen Fortbildner_innen dies ihren Teilnehmenden sehr selbstbewusst nahe (dass an den eigenen Geschlechtervorurteilen zu arbeiten ist, dass gesellschaftlich dominante Geschlechterbilder und –konstruktionen dekonstruiert werden müssen, dass die eigene Beziehung zum sogenannten eigenen und anderen Geschlecht erforscht und hinterfragt werden muss etc.). Für die intersektionale Perspektive stellt sich diese Bewusstseinsarbeit aufgrund der Anforderung verschiedene, verwobene Zugehörigkeiten, Diskriminierungskategorien zu untersuchen noch wesentlich komplexer dar. Es braucht dafür Zeit, Geduld, auch Disziplin.
- Es braucht Expert_innen und Fortbildungen. Für Intersektionalität ist diese Bewusstseinsarbeit, Haltungsarbeit in Fortbildungen noch nicht so geübt wie für die Geschlechterpädagogik. Es gibt weniger Erfahrung damit, weniger Expert_innen, die bislang solche Fortbildungen anbieten. Tatsächlich kommen Expert_innen, die derzeit eine intersektionale Perspektive in die Jugendarbeit einbringen, fast durchgehend aus der Geschlechterpädagogik und knüpfen an ihre Expertise bezüglich Bewusstseins- und Haltungsarbeit in diesem Bereich an (z.B. Verein für Männer- und Geschlechterfragen in Graz, Dissens e.V. in Berlin).
- Zusätzlich zur Fähigkeit Bewusstseinsarbeit anzuleiten, wird den Expert_innen aber natürlich auch Wissen und Auseinandersetzungskompetenz abverlangt bezüglich
 - Verinnerlichung von Normen durch Sozialisation, Selbstzuschreibungen, Bewältigungsweisen, stereotypen Inszenierungen von Jugendlichen

- Wissen um mögliche Lebenszusammenhänge von Jugendlichen, wie diese von Diskriminierung/Privilegierung, von widersprüchlichen Selbstverortungen, Erwartungen etc. beeinflusst sein können
- Wissen um strukturelle Ausschlussmechanismen, Diskriminierungs-/Privilegierungsverfahren, Dominanzverhältnisse, evt. auch um deren historische Genese.
- Mit der Erarbeitung von Bewusstsein, Haltung und von der Aneignung von Wissen ist aber noch nicht zwangsläufig die Kompetenz zur Umsetzung einer intersektionalen Analyse für Situationen, Zusammenhänge in der eigenen praktischen Arbeit ausgebildet. Diese Analyse wiederum wäre eine Voraussetzung für eine intersektionale Ausrichtung von Arbeitskonzepten in Einrichtungen und eine dementsprechende Gestaltung der Praxis. In der Aus- und Fortbildung von Jugendarbeiter_innen braucht es eine Anleitung zum Erlernen der Analyseschritte.
- Somit müsste die Aus- und Fortbildung anbieten: Bewusstsein-/Haltungsarbeit; Anleitung zur Aneignung selbstkritischen Wissens; Anleitung zur Durchführung einer intersektionalen Analyse.
- Die Expert_innen, die Fortbildungen durchführen, müssen damit rechnen, dass bei Teilnehmenden angesichts der komplexen und längerfristig angelegten Aufgabe, sich in einer intersektionalen Perspektive auszubilden, Ungeduld, Unwille aufkommen kann; dass wegen der Thematik, in die jede_r in verschiedener Hinsicht ganzheitlich involviert ist, die grundlegende Selbstverständlichkeiten in Frage stellen und die unangenehme, bedrohliche, schmerzhaft Erfahrungen berühren kann, vermutlich Widerstand bei den Teilnehmenden ausgelöst wird. Ausbilder_innen brauchen ein pädagogisches Instrumentarium, um damit umzugehen.

Was braucht es in den pädagogischen Angeboten?

- Die hohe pädagogisch-intersektionale Kunst besteht darin, einerseits Diskriminierungen und Unterschiede unter Jugendlichen zu behandeln, dabei aber die daran geknüpften Zuschreibungen und Vorurteile nicht zu verfestigen,

„(...) diese Differenzen zu vergessen, um persönlichkeitsnah und möglichkeitsoffen handeln zu können.“ (Jantz/Grote 2014, S. 17)
- Es braucht also die Fähigkeit (Bewusstsein, Haltung!) vorbehaltlos von dem_der konkreten Jugendlichen auszugehen und dabei gleichzeitig kompetent zu sein bezüglich potentieller Diskriminierungszusammenhänge. Für ersteres können Ansätze aus der Biographiearbeit nützlich sein bzw. ein biographisch geschultes Beziehungshandeln, für zweiteres ein kritisches Wissen, das immer wieder auf den Prüfstand gestellt wird bezüglich darin enthaltenen, zu Wissen geronnenen Zuschreibungen. Dazu ist auch zu fragen, an welchen Stellen die Soziale Arbeit Diskriminierungsverhältnisse reproduziert durch „Wissen“ (vgl. auch May 2014). Im Arbeitskreis in Innsbruck wurde der Einwand einer Teilnehmerin diskutiert, dass der Fokus auf Diskriminierung diese verfestigt, bzw. die Thematisierung von Diskriminierungskategorien die entsprechenden Menschengruppen (Gruppenidentitäten) mit erzeugt. Es braucht auch eine Auseinandersetzung mit diesem Einwand.
- Olav Jantz und Christoph Grote erläutern in einem Artikel zu intersektionaler Jungenarbeit, dass mit dem Diskriminierungsfokus die Orientierung auf Ressourcen

der Jugendlichen verbunden sein soll (Jantz/Grote 2014). Ressourcenorientierung ist ohnehin eine Grundlage der Jugendarbeit.

- Die intersektionale Perspektive beinhaltet eine kritische Auseinandersetzung mit Subjektivierungsanforderungen (z.B. Anpassung an Körpnormen für Mädchen, Risikoverhalten bei Jungen) und verlangt gleichzeitig auch ein Verständnis dafür, dass die damit verknüpften Handlungsweisen auch lustvoll und mit Kompetenzaneignung verbunden sind.

„Normative Geschlechtervorstellungen sind immer auch schichtabhängig, ebenso wie Geschlecht aktuell in hohem Maße kulturalisiert wird. Für den pädagogischen Umgang bedeutet das, die je eigenen individuellen Selbstkonzepte mit ihren Selbstzuschreibungen zunächst ins Zentrum zu stellen. Es kommt pädagogisch hierbei also nicht zu Bewertungen oder gar zu Verurteilungen, wenn sich Mädchen und Jungen beispielsweise heteronormativ inszenieren. Vielmehr gilt es, die jeweils darin artikulierten Bedürfnisse, Wünsche und auch Zwänge zu erkennen und mit den Jugendlichen über diese ins Gespräch zu kommen.“ (Stuve 2014, S. 235)

Die Aus- und Fortbildung bzw. die Beschäftigung mit einer intersektionalen Perspektive in Teams sollte dazu befähigen, pädagogische Angebote zu gestalten, die es sowohl ermöglichen, die Selbstinszenierung Jugendlicher zu reflektieren als auch die dahinter stehenden Bedürfnisse oder Konflikte zu bearbeiten.

INPUT INTERSEKTIONALITÄT

Intersektionalität ist eine herrschaftskritische Perspektive darauf achtet, wie konkrete Menschen von verschiedenen Diskriminierungen (z.B. aufgrund ihres Geschlechts, ihrer Herkunft, einer Behinderung, ihres Alters, ihrer sexuellen Orientierung, ihrer ökonomischen Lage ...) betroffen; wie diese zusammen eine spezifische Diskriminierungssituation ergeben. Davon ausgehend wird analysiert, mit welchen gesellschaftlichen, ökonomischen, politischen Strukturen diese Situation verbunden ist und durch welche Ideologien, medial vermittelten Bilder, ständig wiederholten Stereotype sie reproduziert wird.

Die Soziale Arbeit und insbesondere auch die Jugendarbeit ist in ihrer Aufgabenstellung mit gesellschaftlicher Vielfalt, mit materieller Ungleichheit und mit marginalisierten Menschen/-gruppen beschäftigt sowie mit der Herstellung gerechterer gesellschaftlicher Verhältnisse. Von daher liegt es nahe, für die Jugendarbeit zu überlegen, was eine intersektionale Perspektive hier bedeutet und bringen kann.

„Auch wenn gesellschaftliche Vielfalt und Umgang mit Verschiedenheit für die Soziale Arbeit nichts prinzipiell Neues darstellt, sondern Soziale Arbeit schon immer kulturelle Übersetzungsarbeit und Vermittlungsarbeit mit dem Ziel der Herstellung gerechterer Verhältnisse leistete, so war der Blick doch in erster Linie auf materielle Ungleichheit sowie auf Differenzen von Normalität und Abweichung gelegt. Intersektionalität ist im Kontext des Feldes der Jugendhilfe insofern besonders bedeutsam, weil es dabei darum geht, gesellschaftliche Ausschlussprozesse auch in ihren Überschneidungen und ihrer Relevanz für die Jugendhilfe zu fokussieren.“ (Langsdorff 2014, S. 9/10)

Geschichte der Debatte: Woher kommt „Intersektionalität“?

Das Intersektionalitätskonzept entstand aus dem feministischen Widerspruch zur Prämisse der frühen Neuen Frauenbewegung, vergeschlechtlichte Herrschaftsverhältnisse würden Frauen weltweit in ähnlicher Weise betreffen. Diese Kritik geht auch (aber nicht nur) auf das black feminist movement in den USA seit den 1970er Jahren zurück.

Der Begriff Intersektionalität wurde in den 1990er Jahren im feministisch-akademischen Kontext präzisiert. Seit den 1990er Jahren und vor allem in den letzten zehn, 15 Jahren wurde der Begriff nach Deutschland und Österreich übernommen – und zwar in erster Linie von feministischen Wissenschaftler_innen.

Als der konkrete Herkunftszusammenhang der Perspektive „Intersektionalität“ wird in der Literatur das Combahee River Collective, 1974 gegründet, genannt – eine Gruppe von Menschen, die ihr Diskriminierungslage damit beschrieben, schwarz, lesbisch und Frauen zu sein.

Schwarze Feministinnen kritisierten den aus ihrer Sicht Mainstream-Feminismus weißer, bürgerlicher, heterosexueller Mittelschichtfrauen als hegemoniale feministische Richtung, die sich Definitionsmacht bezüglich der Diskriminierung von Frauen anmaße. Bei diversen Themen in feministischen Debatten – wie Sexualität, Familien, Gewalt, Arbeitsteilung, Arbeitsverhältnisse – würde die Perspektive weißer, heterosexueller Mittelschicht-Frauen als Grundlage von Theorie und Empirie durchgesetzt.

„Als ein Beispiel für diese Kritik kann die Schwarze Kulturtheoretikerin bell hooks angeführt werden. Sie merkt an, dass sich die Forderungen bzw. Theorien *weißer* Feministinnen nur an den Interessen einer exklusiven Gruppe orientieren, die sich das Recht herausnimmt, ihre

Politik im Namen ‚aller Frauen‘ zu legitimieren. Nach hooks stellen sie damit ihre partikularen Interessen in den Fokus der Öffentlichkeit und nutzten dabei Ressourcen wie Universitäten, Verlage oder Massenmedien, die anderen Frauen nicht zugänglich sind (hooks 1981 und 1984).“ (Walgenbach 2012, S. 4)

Z.B. wurde der Kritik des hegemonialen Feminismus an der Familie als Ort, an dem Frauen von Männern dominiert würden, und seiner Kritik an monotoner Hausfrauenarbeit entgegengesetzt, dass die Familie für schwarze Sklaven_innen ein Rückzugsort vor der Unterdrückung durch ihre weißen Besitzer_innen war und dass schwarze Frauen auf den Plantagen genauso hart wie Männer arbeiteten und niemals die Wahl hatten, zu Hause zu bleiben und monotone Hausarbeit zu machen.

Den Begriff Intersektionalität verwendete erstmals in diesem Sinne Kimberlé Crenshaw, geboren 1959, eine wichtige Akteurin in der und Mitbegründerin der Critical Race Theory (aktivistisch-akademische Bewegung der Rechtswissenschaft), Juristin, Professorin an der University of California Los Angeles (UCLA) und an der Columbia Law School, mit Fokus auf Gender und Race. In den späten 1980er und frühen 1990er Jahren war sie maßgeblich an der Entwicklung des Konzepts Intersektionalität beteiligt (Scambor/Busche 2011, S. 26).

Crenshaw führte den Begriff Intersektionalität 1989 ein, indem sie anhand einiger Fallbeispiele die Antidiskriminierungsgesetze in den USA kritisierte. So etwa wurde bei einer Klage gegen General Motors nach einer Entlassungswelle, die v.a. schwarze Frauen betraf (weder weiße Frauen noch schwarze Männer), es den Klägerinnen verweigert, ihr Anliegen als schwarze Frauen zu formulieren, wie Walgenbach darstellt.

„Im Jahr 1976 klagten fünf schwarze Frauen gegen das Vergütungssystem von GM, das sich an der Dauer der Betriebszugehörigkeit orientierte. Da GM vor dem Civil Rights Act 1964 aufgrund der rassistischen Segregation in den USA überhaupt keine Schwarzen Frauen eingestellt hatte, erhält der Konzern durch das Senioritätsprinzip die Folgen der Diskriminierung aus der Vergangenheit aufrecht, so die Klägerinnen. Auch bei einer Entlassungswelle in den 1970er Jahren hatten Schwarze Frauen bei GM das Nachsehen, da hier ebenfalls die Dauer der Betriebszugehörigkeit zu Grunde gelegt wurde. Das Gericht erkannte den Vorwurf der geschlechtlichen Diskriminierung allerdings nicht an, da GM mehrere Jahre vor 1964 *weiße* Frauen eingestellt hatte. Auch der Klage wegen rassistischer Diskriminierung wollte das Gericht nicht nachgehen, sondern empfahl, diese mit einer anderen Klage gegen GM wegen rassistischer Diskriminierung zusammenzufassen. Das Gericht wies ferner das Anliegen der Klägerinnen zurück, als *Schwarze Frauen* zu klagen. Handlungsbedarf sah das Gericht nach eigener Aussage lediglich bei rassistischer *oder* sexistischer Diskriminierung, nicht aber beim Auftreten einer Kombination von beidem.“ (Walgenbach 2012)

In zwei anderen Fällen konnten schwarze Frauen im Gegensatz dazu nicht klagen, weil sie keinen Vertretungsanspruch für alle Frauen oder alle Schwarzen hätten. Dies wurde von Crenshaw als das Gleichheits-Differenzparadoxon benannt: Schwarze Frauen nehmen sowohl Schaden, weil sie different behandelt werden, als auch weil sie different sind und gleich behandelt werden. Daraus entwickelte sie das Bild der Kreuzung, in deren Mitte schwarze Frauen stehen, gefährdet durch verschiedenste Unfallmöglichkeiten.

„Crenshaw verdeutlicht in ihrer Analyse die grundlegende Problematik des Gleichheits-Differenz-Paradox, mit der Schwarze Frauen in der Rechtsprechung konfrontiert werden. Das Gleichheits-Differenz-Paradox besteht darin, dass sie entweder gezwungen sind, sich mit weißen Frauen oder Schwarzen Männern gleichzumachen, oder aber als zu verschieden und

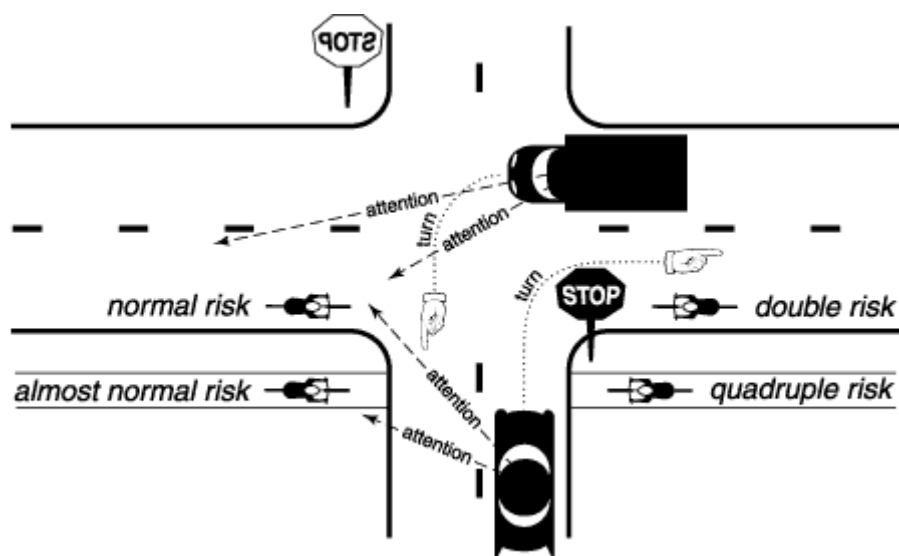
damit als Spezialfall der Gruppe ‚Frauen‘ oder der Gruppe ‚Schwarze‘ angesehen werden, die sie gleichzeitig und genau aufgrund der Spezifität nicht repräsentieren könnten. In allen drei Fällen werden die spezifischen Diskriminierungssituationen Schwarzer Frauen unsichtbar gemacht. Das heißt, Diskriminierungsschutz als Rechtsmechanismus greift für Schwarze Frauen de facto nicht – aus jeweils verschiedenen Gründen.

Die Metapher der Straßenkreuzung

Crenshaw beschreibt diese Situation von Schwarzen Frauen als vergleichbar mit der Verortung in der Mitte einer Kreuzung (intersection). Die Straßen symbolisieren strukturgebende Machtdimensionen, in diesem Fall Rassismus und Sexismus. Das Risiko eines Unfalls erhöht sich für Schwarze Frauen, weil sie sowohl von Sexismus als auch von Rassismus betroffen sein können, oder – und darin liegt die Besonderheit – von beidem gleichzeitig bzw. auch spezifisch. Den existierenden Rechtsschutz stellt Crenshaw symbolisch als Ambulanz dar, die allerdings nur hilft, wenn die Ursache für den Unfall eindeutig identifizierbar ist. In Unfallhergängen, die nicht eindeutig auf eine Ursache zurückzuführen sind, ist damit weder Hilfe für die verwundete Person gegeben, noch müssen die Verursacher/innen mit Konsequenzen rechnen (vgl. ebd., 149).“ (Chebout 2012, S. 4)

Aus: Holzeithner, 2008, S. 5:

Die Kreuzung: Struktur und Situation



Auch in Deutschland, Österreich gab es in den 1980er Jahren ff. Kritik an der Definitionsmacht sog. weißer Mittelschichtfrauen – diese Kritik kam von lesbischen, jüdischen Frauen, Migrantinnen, Frauen mit Behinderung. Sie kritisierten, dass sie als „die Anderen“ repräsentiert, ihre Themen und Forderungen nicht wahrgenommen oder als Spezialinteressen abgetan (Walgenbach 2012, S. 9) werden. Katharina Walgenbach fällt weiters auch auf, dass Intersektionalitätsforschung in Deutschland

„(...) zunehmend von weißen Akademiker_innen in abgesicherten Positionen und exklusiven, institutionalisierten Netzwerken betrieben wird (...).“ (Walgenbach 2012, S. 10)

Auf diese Akademisierung weist auch Frühauf hin – von der Bewegung sei Intersektionalität zunehmend in den akademischen Diskurs gewandert (Frühauf 2014, S. 14 ff.). In der Sozialen Arbeit wird der Begriff ausgehend von Forschung (z.B. Studienabschlussarbeiten) in den entsprechenden Studiengängen aufgegriffen. Die Frage,

was und wie in der Sozialarbeitspraxis (Jugendarbeit) damit zu tun sei, ist noch weitgehend ungeklärt bzw. mit vielen Fragezeichen versehen. Die Debatte wird derzeit weitgehend in wissenschaftlicher Terminologie geführt. Es existieren nur wenige praxisbezogene und sprachlich auch für nicht im entsprechenden akademischen Kontext Sozialisierte verständliche Abhandlungen, Leitfäden, Methodenvorschläge u.ä., etwa aus den Projekten PeerThink und IGIV, in denen Dissens e.V./Berlin und das Forschungsbüro des Vereins für Männer- und Geschlechterforschung Graz mitwirkten.

Intersektionalität ist zunächst eine Wahrnehmungsperspektive – aus dieser wären handlungsleitende Konzepte zu entwickeln. Intersektionalität entstand im Zusammenhang mit politischen Anliegen/Kämpfen/Aktivitäten und mündet nach Ansicht maßgeblich an der Debatte beteiligter Expert_innen dorthin.

Intersektionalität, Diversität und Inklusion

Im Zusammenhang mit der Benennung, Analyse und dem praktischen Umgang mit Unterschieden zwischen Menschen sind neben Intersektionalität u.a. auch die Begriffe Diversität (Diversity) und Inklusion im Umlauf.

Worin unterscheidet sich Intersektionalität von Diversität?

Intersektionalität und Diversität nehmen auf soziale Zuweisungen (Kategorien) Bezug, während Intersektionalität aber in Richtung Dekonstruktion dieser Kategorien zielt bzw. diese im Kontext von gesellschaftlicher Hierarchisierung, Marginalisierung, Diskriminierung analysiert, wendet Diversität ein Hauptaugenmerk auf Fähigkeiten, Kompetenzen, Ressourcen, die sich aus der Sozialisation in unterschiedlichen Lebensbezügen ergeben. Der Begriff der **Diversität**, der seit den 1990er Jahren in strategische Konzepten in verschiedenen Zusammenhängen verwendet wird, räumt mit Unterschiedlichkeit verbundenen Ressourcen größere Aufmerksamkeit ein, als damit verbundener Diskriminierung.

In wirtschaftlichen Zusammenhängen zielen Diversity Strategien auf die Nutzung von Unterschiedlichkeit als mehrwertbildender Ressource. Verschiedenheit wird hier nicht als zugeschriebene problematisiert, sondern als Potential (Leistungsheterogenität) vorausgesetzt und ökonomisch verwertet. Machtverhältnisse werden dabei nicht in Frage gestellt.

Elisabeth Holzleithner (2008, S. 14/15) definiert Gender & Diversity Management als eine marktbasierende Perspektive, neoliberalismuskompatibel, als ein „Wechselspiel“, in dem „sich betriebliches Management und neoliberale Wirtschaftspolitik“ ergänzen. Verschiedenheit ist hier eine Ressource für die „Optimierung der Performance des Unternehmens am Markt“; soll das Arbeitskräfte-reservoir erweitern und neue Kund_innensegmente ansprechen (vgl. auch Frühauf 2014, S. 16: „Die gegenwärtige spätkapitalistische Formation wird von einigen gar als wichtigster Förderer von Differenzen beschrieben (Soiland 2009, S. 17)“). Durch die gezielte Einbindung von Menschen jeglichen Alters, Geschlechts, sexueller Orientierung, jeglicher Herkunft und kulturellen oder religiösen Performance soll das weltweite Arbeitskräfte-reservoir erweitert werden (Stuve o.J., S. 1-2)

Im Kontext der diversitätsbewussten Sozialen Arbeit wird Diversität allerdings auch politisch thematisiert im Kontext anti-diskriminierender Arbeit (Fleischer/Lorenz 2012, S. 1-2).

Aus der Verbindung antirassistischer Bildungsansätze mit Ansätzen der interkulturellen Öffnung sowie des Gender Mainstreaming entwickelt Rudolf Leiprecht, so führt Olaf Stuve aus, die Managing Diversity Strategie.

„Allerdings verbleibt auch dieser Ansatz bei den Kategorien. Der Übergang zu der Analyse der Verhältnisse, die die Kategorien hervorbringen und damit Wege zur ihrer Auflösung aufweisen, ist der Übergang zur Intersektionalität.“ (Stuve o.J., S. 4)

Intersektionalität ist eine macht-, herrschafts-, ausbeutungs- und kapitalismuskritische Perspektive, eine analytische Sensibilität, die den Zusammenhang von Gleichheit und Ungleichheit in Bezug auf gesellschaftliche Machtverhältnisse reflektiert (vgl. Cho et al. 2013). Die intersektionalen Kategorien werden nicht als gegebene Unterschiede zwischen Menschen behandelt, also um Menschen einzuordnen bzw. zu beschreiben. Sie werden in ihren Entstehungsbedingungen im Kontext der Formierung von Herrschaftsbezügen analysiert (Stuve o.J., S. 5). Die jeweilige Lage von Menschen in Macht- bzw. Herrschaftsgefügen ist gekennzeichnet von Diskriminierungen/Privilegierungen. Dies wird u.a. mithilfe von Stereotypen, polarisierenden Zuschreibungen, Levels, eindeutigen Definitionen, Bildern gerechtfertigt.

Der Begriff „Intersektion“ – Kreuzung, Überschneidung – bezeichnet Situationen, in denen sich Diskriminierungen überschneiden, zusammenwirken und in Wechselwirkung kommen. Intersektionalität verbindet nach Leslie McCall drei Zugänge: die anti-kategoriale Komplexität, die soziale Kategorien als Produkte von Herstellungsprozessen dekonstruiert; die intra-kategoriale Komplexität, die analytische Kategorien provisorisch verwendet, um Ungleichheitsbeziehungen innerhalb sozialer Gruppen aufzuzeigen; schließlich die inter-kategoriale Komplexität, die zwischen den beiden anderen Komplexitäten – Kategorien zurückzuweisen und Kategorien strategisch zu verwenden – angesiedelt ist. Einerseits hinterfragt letztere den Prozess, der Kategorien produziert, andererseits anerkennt sie die stabilen Beziehungen, die Kategorien zu einer bestimmten Zeit darstellen (vgl. Stuve o.J., S. 5; Fleischer/Lorenz 2012, 6/7S.; McCall 2005, S. 1773/4).

Inklusion kann als eine praktische Strategie verstanden werden, um den intersektional analysierten Diskriminierungsverhältnissen zu begegnen. Sie wird derzeit v.a. im Zusammenhang des gemeinsamen Unterrichts von Kindern mit und ohne Behinderungen besprochen; wird aber von einigen Expert_innen viel breiter verstanden (z.B. Serdar Yolcu in einem Lehrgang zu Cross Work, Haus der Begegnung Innsbruck, Juni 2013): Individuen brauchen für gleiche Chancen, für realisierte Gleichwertigkeit Verschiedenes, um an den diversen Vorgängen, Angeboten, Institutionen einer Gesellschaft etc. Anteil haben und teilnehmen zu können. Diese Voraussetzungen zu schaffen, bedeutet Inklusion.

Analyseebenen von Intersektionalität

Intersektionalität ist eine Perspektive zur Analyse sozialer Ungleichheiten.

„Allgemein betrachtet umfasst Intersektionalität Forschungen und Analysen, die sich auf die sozialen Ungleichheiten zwischen Personen(gruppen) beziehen. Der Begriff soziale Ungleichheiten benennt die ungleiche Verteilung von Lebenschancen (vgl. Burzan 2011:7ff.), die aufgrund unterschiedlicher gesellschaftlicher Positionierungen und zugeschriebener sozialer Kategorien wie Geschlechter, Hautfarben, Befähigungen zustande kommen und langfristig in sozialen Strukturen institutionalisiert sind.“ (Giebeler/Rademacher/Schulze 2013, S. 11)

Degele/Winker führen aus, dass diese Analyse auf drei Ebenen erfolgen muss, die miteinander verbunden sind (Degele/Winker 2007, S. 2/3; vgl. dazu auch Lampe 2014, S.214 ff.):

Die Ebene der sozialen Strukturen bzw. Gesellschaftsstrukturen:

Politische, ökonomische, soziale Strukturen zur kostengünstigen Reproduktion von Arbeitskraft für die globalisierte Profitmaximierungswirtschaft, Politik, Institutionen, Gesetze, Staaten.

Die Ebene der symbolischen Reproduktion der sozio-ökonomischen Verhältnisse (symbolische bzw. hegemoniale Repräsentationen):

Diskurse, Stereotypen, Ideologien; bildhafte und verbale Repräsentation (Filme, Fotos, Geschriebenes, Gesagtes ...). Ideologische Rechtfertigung ungerechter Verhältnisse (dafür, dass etwa Kapitalist_innen und Manager_innen von den ökonomischen Verhältnissen profitieren, während Arbeitnehmer_innen arbeiten, aber nicht profitieren). Naturalisierende und hierarchisierende Bewertungen auf Grundlage von Differenzkategorien.

„Repräsentationen sind im Wesentlichen Diskurse, die soziale Wirklichkeit strukturieren, indem sie von Menschen im Alltag, den Medien oder auch der Wissenschaft immer wieder reproduziert werden. Sie dienen als Orientierung für Menschen im Alltag und können sich, beispielsweise durch politische Entscheidungen zu Gesetzgebungen und somit zu Strukturen verdichten (...).“ (Lampe 2014, S. 220)

Die Ebene der individuellen Aneignung und Erfahrung – Identitätskonstruktionen:

Die Aneignung durch Individuen geht vor sich in Familien, Milieus, Gruppen (Sozialisation, Selbstsozialisation: doing gender, doing femininity, doing masculinity, doing culture, doing class usw.) – durch Verinnerlichung, Fremd- und Selbstzuschreibung. Beispielsweise die Verinnerlichung des Arbeits- und Leistungsprinzips: als Zugang zu Entlohnung, Respekt (Existenzsicherheit, Lebensberechtigung) über Arbeit (fallweise Hausarbeit) oder zumindest zuvor im Leben geleistete Arbeit (als Pensionist_in); Verinnerlichung der ständigen Drohung mit Verlust von Arbeit, Wohlstand, Existenz, Respektabilität, Eingebundensein in die gesellschaftlichen Abläufe.

„Die Reproduktion der Arbeitskräfte ist nicht nur für die kapitalistische Akkumulationslogik überlebenswichtig, sie ermöglicht und erzwingt auch die Absicherung der Lebensgrundlage aller einzelnen. In einer kapitalistischen Gesellschaft geschieht dies primär durch den Verkauf der eigenen Arbeitskraft oder aber durch familiäre bzw. sozialstaatliche Transferzahlungen. Alle drei Wege der eigenen Lebensabsicherung sind mit vielfältigen Unsicherheiten verbunden. Hohe Erwerbslosenquoten und prekäre Beschäftigungsverhältnisse sowie Lohnkürzungen und die Reduktion wohlfahrtsstaatlicher Ausgleichzahlungen führen für viele zu erhöhter Verunsicherung – die mitunter auch neue Handlungsmöglichkeiten eröffnen können. Um Verunsicherungen zu bewältigen, grenzen sich Individuen mit Hilfe von Differenzierungskategorien ab und schaffen Zugehörigkeiten (Wohlrab-Sahr 1992). Das schlägt sich in ‚Verortungsarbeit‘ nieder, die wir auf der Identitätsebene empirisch rekonstruieren können.“ (Degele/Winker 2007, S. 4)

Intersektionale Analyse geht von den Individuen, empirisch von den Identitätskonstruktionen, Lebenschancen (wie sie handeln, was sie „wissen“, ihr Körperwissen, wie sie sich identitätsmäßig gestalten ...), ihrer gesellschaftlichen Positionierung aus.

„Methodologischer Ausgangspunkt sind die sozialen Praxen der Individuen (Alltagshandlungen, Wissensbestände und Körperwissen der sozialen Akteur*innen).“ (Giebeler/Rademacher/Schulze 2013, S. 15)

Danach wird analysiert, wie die analysierte Situation mit symbolischen Repräsentationen und ökonomisch-gesellschaftlichen Strukturen zusammenhängt bzw. wie diese Repräsentationen und Strukturen die persönliche Situation bedingen, begrenzen, ausmachen: Welche Wechselwirkungen, Wirkungen bestehen zwischen den Ideologien, Bildern, Diskursen, den gesellschaftlichen Strukturen und der individuellen Selbstkategorisierung?

„Drittens ermöglicht der Vorschlag ein systematisches Vorgehen, das von Identitätskonstruktionen seinen Ausgang nimmt, aber gerade nicht auf dieser Ebene stecken bleibt. In diesem Sinn liefert der Ansatz eine theoretische Brille bzw. ein theoretisches Handwerkszeug gegen sonst implizit bleibende Naturalisierungen und Mechanismen, die Stereotype und Ungleichheitsstrukturen generieren und wechselseitig stabilisieren.“ (Degele/Winker 2007, S. 15)

Die intersektionale Perspektive dekonstruiert den neoliberalen Mythos, die Individuen wären unumschränkt selbst verantwortlich für ihre Situation und eine unglückliche Lage wäre das Ergebnis von persönlicher Faulheit, Dummheit, Unzulänglichkeit. Von der Analyse der Repräsentationen und Strukturen aus wiederum die Identitätskonstruktionen in den Blick nehmend, wird es möglich, Handlungsoptionen und Gestaltungsmöglichkeiten zu erkennen. Diskriminierung kann Gruppen als Ganze treffen. Diskriminierung kann aber auch – viel häufiger und für die Soziale Arbeit sehr relevant – sich

„(...) im Hinblick auf ganz bestimmte Eigenschaften und Vermögen ihrer Zielgruppen diskriminierend auswirken.“ (May 2014, S. 136)

Aus Lernprozessen, die eine intersektionale Analyse anstößt, werden Solidarisierungen zwischen Menschengruppen möglich, die zuvor in unterschiedliche Kategorien gesteckt wurden. Es geht schließlich um politisches Handeln zur Veränderung von Repräsentationen und Strukturen.

Intersektionale Kategorien und ihr Verhältnis zueinander

Intersektionalität mit der Perspektive auf die Verwobenheit von Diskriminierungsverhältnissen betreibt nach Mart Busche Komplexitätsproduktion statt – reduktion (Vortrag im Rahmen der Abschlussveranstaltung zur Studie „Burschenarbeit in der Steiermark“ des Institut FBI, Graz, Januar 2014; Schroffenegger u.a. 2013); nach Degele/Winker allerdings nur –auf der Ebene der Identitätskonstruktion. Auf den Ebenen Struktur und Repräsentation wird Komplexität in der Festlegung auf drei bzw. vier Kategorien (siehe unten) reduziert (Degele/Winker 2007, S. 11). Diese Reduktion sei aber strategisch notwendig, um die Analyse handhabbar zu machen. Außerdem sei die Auswahl dieser Kategorien inhaltlich begründet. Im Endeffekt müsste jede Biographie betrachtet werden und ihre Geprägtheit durch, Rückwirkung auf gesellschaftliche Strukturen.

Auch wenn wir bereit sind, ganz individuell wahrzunehmen, brauchen wir Einordnungshilfen für das Wahrgenommene. Wir brauchen Vorstellungen, um handlungsfähig zu sein.

„Normative Vorstellungen werden also nie ganz aufgehoben – sie ermöglichen Handlungsfähigkeit. Aus einer intersektionalen Perspektive werden sie zugleich immer wieder in Frage gestellt.“ (Stuve 2014, S. 234).

In der Intersektionalitätsdiskussion bezeichnet man diese Einordnungshilfen als Kategorien – Diskriminierungs-/Privilegierungskategorien.

Die Autor_innen zu Intersektionalität diskutieren nun, welche Kategorien zur Analyse von Diskriminierungsverhältnissen hilfreich sind, welche, wie viele, in welchem Verhältnis zueinander – um die Komplexität doch fassbar zu machen.

Strukturkategorien

Einige Autor_innen unterscheiden zwischen einer festgelegten Anzahl an sogenannten „Strukturkategorien“ (Kategorien auf der Ebene der sozialer Strukturen) und anzahlmäßig offenen „Identitäts- und Repräsentationskategorien“ (Kategorien auf den Ebenen der Identitätskonstruktionen und der symbolischen Repräsentation) (Langreiter/Timm – Interview mit Degele/Winker 2011, S. 15).

Vorgeschlagen werden drei oder vier Strukturkategorien: Klasse, race, Geschlecht oder Klasse, race, Geschlecht und body. Die Festlegung auf die genannten Strukturkategorien wird damit begründet, dass ungleiche Ressourcenzuteilung entlang dieser Linien verlaufe (Degele/Winder 2007, S. 6).

„Die vier Strukturkategorien beschreiben Prozesse und Verhältnisse innerhalb der kapitalistischen Akkumulationslogik. Die aus den Strukturkategorien jeweils ableitbaren Herrschaftsverhältnisse sind Klassismus für Klasse, Sexismus/Heteronormativität für Geschlecht, Rassismus für Rasse und Bodismus für Körper.“ (Degele/Winker 2007, S. 7)

Identitäts-/Repräsentationskategorien zu Geschlecht wären etwa sexuelle Orientierung und Geschlechtsorientierung (also auch Heterosexismus und Zweigeschlechtlichkeit als Normierungsregimes). Bei body wären das beispielsweise Alter, körperliches Vermögen ...; bei race Ethnizität, Herkunft ...; bei Klasse Armut, Bildungszugang ...

Klasse

Die Kategorie Klasse ist entscheidend für den Zugang zum Erwerbsarbeitsmarkt und generell zu gesellschaftlichen Ressourcen. Sie ist als Strukturkategorie schwerer zu fassen als race und Geschlecht (nachdem Klassenbewusstsein in spätkapitalistischen Verhältnissen sich eher auf die oberen gesellschaftlichen Klassen beschränkt).

„In ihrer deutschsprachigen Einführung zu *Klassismus* definieren Andreas Kemper und Heike Weinbach diesen als eine Diskriminierungs- und Unterdrückungsform, die zum einen den Ausschluss von materiellen Ressourcen und zum anderen die Verweigerung von Respekt und Anerkennung umfasst (...).“ (Wellgraf 2013, S. 39)

Im angloamerikanischen Raum trennte man im 19. Jh. zwischen den „deserving“ und „undeserving“ poor. Hartz-IV Empfänger (Deutschland) sieht Wellgraf als eine aktuelle Variante von undeserving (Pöbel). Ähnliche aktuelle Zuschreibungen im Sinne von „undeserving poor“ gibt es wohl in allen westlichen Gesellschaften.

Seit den 1970/80er Jahren schafft die neoliberale Vorstellungswelt die Ideologie des selbst verantwortlichen Subjekts, das jeden Aspekt seines Lebens selbst gestalten, sich selbst gestalten kann/muss (von der richtigen Ernährung bis zum Stromanbieter) und dementsprechend selber schuld ist, wenn etwas daneben geht.

„Eine zunehmend an ökonomischen Erfolgsprinzipien orientierte Kultur produziert demnach beständig sozialmoralische Anklagen gegenüber ihren eigenen ‚Opfern‘. Sie lässt sich als eine Kultur der Anschuldigung begreifen, in der nicht nur soziale Ausschlussmechanismen intensiviert werden, sondern den sozial Deklassierten darüber hinaus selbst die Schuld an ihrer Misere zugeschrieben wird. Dieser Zuschreibungsmodus ist ein zentraler Bestandteil der gesellschaftlichen Produktion von Verachtung, da den als schuldig geltenden Verlierer_innen des ökonomischen Wettbewerbes im Gegensatz zu den unschuldig in Not Geratenen kaum noch Sympathien zukommen und sie folglich auf verachtende Weise behandelt werden können.“ (Wellgraf 2013, S. 44)

Dieser Klassismus (auf Klasse basierende Ungleichheitserfahrungen) ist sprachlich schwerer zu fassen als Rassismus oder Sexismus. Zum Beispiel Hauptschulen im deutschen Bildungssystem: Hauptschüler_innen stammen häufig aus deklassierten Elternhäusern, diese Schulform wird (gegenüber Realschulen und Gymnasien) gesellschaftlich, oft auch von den darin arbeitenden Lehrer_innen und den Schüler_innen selbst, abgewertet. Der Besuch endet mit reduzierten Möglichkeiten am Bildungs- und Arbeitsmarkt. Die Absolvent_innen erleben Chancenreduktion und Verachtung (Wellgraf 2013, S. 46 ff.). Das deutsche Bildungssystem institutionalisiert Selektionsmechanismen, die frühe Trennung in Schultypen produziert selbst Ausgrenzung und

„(...) übersetzt so eine gesellschaftlich konstruierte soziale Hierarchisierung in ein individuelles Leistungsmerkmal mit nachhaltigen Folgen für den späteren Berufsweg. Bildungsabschlüsse und die damit verbundenen Berufschancen gelten als meritokratisch erworben. Hauptschüler_innen erscheinen nach diesem Verständnis als faul und defizitär.“ (Wellgraf 2013, S. 46)

Gerade die Zuschreibung von „Dummheit“ wirkt sehr subtil auf das Selbstverständnis, Selbstwertgefühl der Betroffenen (Wellgraf 2013, S. 50). Anstelle der gesellschaftlichen Deklassierung wird also die individuelle Dummheit als Ursache für den Ausschluss von gesellschaftlicher Teilnahme gesetzt.

Klasse ist verbunden mit Armut/Wohlstand/Reichtum. Zur Definition von Armut gibt es keinen verbindlichen Konsens. Es gibt Konzepte, die an der materiellen Versorgung ansetzen sowie Lebenslagen-Ansätze, außerdem den Capabilities-Ansatz, der Armut als einen Mangel von Verwirklichungschancen versteht. Auswirkungen von Armut wiederum können unterschiedlich sein, je nach den Bewältigungskompetenzen in einer Familie, der Kompensation durch Institutionen etc. (Toppe 2013, S. 119 ff.).

May weist darauf hin, dass gerade auch in der Sozialen Arbeit Programme zur Aberziehung bestimmter Eigenschaften gefahren werden, die Klassismen reproduzieren – z.B.

Antiaggressionstrainings für männliche Unterschichtjugendliche mit Migrationshintergrund und demgegenüber aber Aggressions- und Managementtrainings für männliche Mittel- und Oberschichtleute. Dabei wird Aggression nicht als „Trieb“ verstanden, der sich in erster Linie dann gewaltsam Bahn bricht, wenn andere Äußerungen unterdrückt werden (ebd. S. 136).

„Das erklärt auch den sehr geringen Erfolg entsprechender Aberziehungsprogramme in der Sozialen Arbeit.“ (May 2014, S. 137)

Diskriminierung erfolgt auch dadurch, dass menschlichen Eigenschaften und Vermögen keine Verwirklichungsmöglichkeit geboten wird und sie dadurch verkümmern und weiters, indem durch die Züchtung nur einzelner solcher Eigenschaften andere sich nicht mehr verwirklichen können. Auch hier wirken Trainingsprogramme der Sozialen Arbeit mit (S. 137).

May versteht nun Klasse als Kategorie im Kontext des allumfassenden kapitalistischen Systems – die Aufteilung in diejenigen, die arbeiten ohne Produktionsmittelbesitz und diejenigen, die die Gewinne darauf abschöpfen. Im Konkreten der Sozialen Arbeit nimmt er als Kategorien soziale Schichten, Milieus, Gruppen die ihre jeweiligen, besonderen Situationen bearbeiten, die sich verwirklichende Potentiale bewusst machen und Potentiale, die sich nicht verwirklichen können und die Entfaltungsmöglichkeiten kreieren (z.B. durch Forum Theater).

Rassistische, ethnisierende Kategorien werden immer wieder angelegt, um Klassengegensätze zu kaschieren bzw. weil diese nicht wahrgenommen werden. In vielfacher Weise ist jedenfalls Klasse mit im Spiel, wenn Diskriminierungsverhältnisse sich überschneiden und komplex zusammenwirken – z.B. Alter und Klasse; Geschlecht, Alter und Klasse; Migration und Klasse.

An dieser Stelle kritisiert Tove Soiland das intersektionale Konzept bzw. den intersektionalen Ansatz, an einer Befreiung aus den Kategorien zu arbeiten. Dabei setzt sie insbesondere am Klassenbegriff an, der zu verstehen helfe, wie das Kapital es anstellt, sich zu akkumulieren – wie Geschlecht, Rasse, Klasse dabei eingesetzt werden. Insofern brauche es die Diskriminierungskategorien nicht, um aus ihnen befreit zu werden, sondern um die herrschende Ordnung zu durchschauen und zu kritisieren. Begriffe wie Geschlecht, Rasse, Klasse wären dazu da, die damit verbundenen Hierarchisierungsmechanismen zu verstehen, zu artikulieren und offen zu legen. Es ginge um die Funktionsweise von Herrschaft, nicht um Personen, die Kategorien verkörpern (Soiland 2012, S. 9). Um dies am Beispiel der ethnisierten Umverteilung von Hausarbeit zu illustrieren: Das Verständnis von Ethnizität und Geschlecht als Privilegierung-/Diskriminierungskategorien kann zu einer Etikettierung „deutsche Karrierefrauen“ versus „migrantische Haushaltshilfen“ führen und Privilegierung/Diskriminierung auf einer dementsprechend personalisierten Ebene verhandeln. Es ginge aber darum, kapitalistische Segregationsmechanismen zu verstehen, die illegalisierte Menschen durch ein Migrationsregime hervorbringen (Soiland 2012, S. 11/12). Wie kommt es von der gratis erbrachten Haus- und Pflegearbeit (für die Frauen laut bürgerlich-europäischer Philosophie durch die ihnen zugeschriebene Natur vorgesehen wären) hin zur Übertragung dieser Arbeit auf Migrantinnen aus dem Süden und Osten in spätkapitalistischen Verhältnissen? Die gratis Hausarbeit der gut ausgebildeten, jungen, weißen Frauen (und Frauen aus Schwellenländern) funktioniert nicht mehr, da diese als qualifizierte Arbeitskräfte für den globalisierten Markt benötigt werden (vgl. Mc Robbies 2010). Personennahe Dienstleistungen lassen sich aber nicht im selben Maß rationalisieren wie die Produktion von Gütern. Das Mittel der Produktivitätssteigerung greift hier nicht in derselben Weise – ein zentrales Problem spätkapitalistischer Ökonomien (Soiland 2012, S. 11). Wird die Unterschichtung des Arbeitsmarktes nur als eine Frage der Differenz/des Interessenskonflikts unter Frauen analysiert oder als eine Frage der Konstruktion kultureller oder ethnischer Differenzen, so könne diese nicht adäquat verstanden werden als das

„(...) Problem der divergierenden Produktivitäten im Rahmen des gegenwärtigen Akkumulationsregimes (...)“ (Soiland 2012, S. 12).

und wäre somit auch nicht zu lösen, sondern würde vielmehr noch verschärft.

Geschlecht und race

Die Kategorie Geschlecht umfasst die Geschlechtszuordnung und die sexuelle Orientierung. Sie strukturiert die Stellung in der Reproduktions- und Erwerbsarbeit (Degele/Winker 2007, S. 7).

„Die Kategorie Rasse betont „das Moment der strukturellen Machtasymmetrie zwischen durch symbolische Klassifikationen zu ‘Rassen’ gewordenen Menschengruppen“ (Weiß 2001: 29) und regelt damit u.a. ihren Zugang zu Erwerbsarbeit und vor allem auch Lohndifferenzierungen.“ (Degele/Winker 2007, S. 7)

Während Geschlecht und race in gegenwärtigen neoliberalen Herrschaftsverhältnissen naturalisiert werden – sie scheinen nicht hinterfragbar –, werden Körper (Gesundheit, Alter, körperliche Verfasstheit, Attraktivität) und Klasse gerade entnaturalisiert – sie scheinen (individuell) herstellbar (Ideologie, jede_r sei für seine soziale Stellung selbst verantwortlich) (Degele/Winker 2011, S. 5 und 2007, S. 9).

Die US-amerikanische Intersektionalitätsforschung hat sich maßgeblich um die Frage rassistischer Diskriminierung gekümmert, in Verbindung mit Sexismus und eventuell auch sexueller Orientierung. In Mitteleuropa verwendete man auch den Begriff Ethnizität (in den 1990er Jahren etwa im Kontext der nach der „Wende“ entstandenen Nationen, der damit verbundenen Kriege unter „Volksgruppen“; auch im Kontext der Arbeitsmigration aus Süd- und Osteuropa nach Mittel-, Nord- und Westeuropa).

In der deutschen Diskussion wird die Verwendung des Begriffs Rasse problematisiert (Faschismus Vergangenheit) und dieser von einigen Autor_innen deshalb Englisch und/oder kursiv geschrieben, um auf die soziale Konstruiertheit hinzuweisen. Andere deutsche Autor_innen ersetzen den Begriff ganz durch Ethnizität oder auch durch Kultur (wobei an Kultur kritisiert wird, dass sie den „brutalen Herrschaftsanspruch“, den race aufdeckt, kaschiert) (Langsdorff 2014, S. 8/9 – Fußnote 3).

Body/Körper

Auch die Kategorie Körper regelt den Zugang zum Arbeitsmarkt und die Verortung im Produktionsprozess.

In diesem Kontext wird auch der Begriff Bodyismus verwendet. Er bezieht sich darauf, dass ein junger, gesunder, schöner Körper als Produktivitätsfaktor gilt – als Merkmal für mittlere und obere Klassen und Beweis/Voraussetzung für Leistungsfähigkeit. Demgegenüber sind Alter und Behinderung die am stärksten vernachlässigten Ursachen sozialer Ungleichheit (May 2013, S. 180 f.).

Hier entstehen Wechselwirkungen: Alter kann zu Klassendiskriminierung führen, z.B. wenn eine Rente sehr gering ist, aber vorher doch ein gutes Auskommen durch Erwerbsarbeit erwirtschaftet werden konnte; wenn Frauen im Alter aufgrund niedriger Renten verarmen, während es vorher möglich war, mittels der Kombination aus Haus- und Erwerbsarbeit, ehelicher Beziehung die Existenz angemessen zu sichern; oder wenn durch einen Unfall oder eine längerfristige Erkrankung eine körperliche Beeinträchtigung entsteht, die es verunmöglicht, den Lebensstandard durch Arbeit zu erhalten und soziale Sicherungssysteme dies nicht entsprechend kompensieren.

Die Meritokratie – die Herrschaft der Leistung (die Ideologie, der Glaube dass gesellschaftliche Macht, Einfluss und ökonomische Belohnung sich durch persönliche Leistung ergeben) – haben in westlichen Gesellschaften erzogene Menschen verinnerlicht. Jede_r ist für die eigene Leistungsfähigkeit verantwortlich (kulturell = Klasse und körperlich = body).

„Nicht zur Mehrheitsgesellschaft gehörige Menschen werden über andere Hautfarben, Körperkonstitutionen, Ethnien, Religionen oder Weltanschauungen rassifiziert und damit zu Anderen gemacht. Rassistische Argumentationen zielen darauf ab, Menschengruppen durch symbolische Klassifikationen als ‚von Natur aus‘ ungleiche zu markieren. Sie ermöglichen es ebenso wie stereotype Geschlechterbilder, die Anderen ‚begründet‘ aus dem Rennen um die Leistungsstarken auszugrenzen (Wilz 2008) und legitimieren damit soziale Unterschiede trotz herrschender Gleichheitsideologie und trotz Leistungsprinzip.“ (Degele/Winker 2011, S. 16)

Kritik an der Festlegung intersektionaler Kategorien

Eine Studie von lesMigras (Gewalt- und Mehrfachdiskriminierungserfahrungen von lb_FT* - lesbische und bisexuelle Frauen und Trans* Menschen:

http://www.lesmigras.de/tl_files/lesmigras/kampagne/Studie_Zusammenfassung_LesMigra_S.pdf, S. 2/3) kommt zum Ergebnis, dass von Mehrfachdiskriminierungen betroffene Menschen, die den entsprechenden Fragebogen ausfüllten und kommentierten, sich sehr kategoriekritisch äußern bzw. eigene Selbstzuschreibungen sehr differenziert auffeilen.

„Sehr viele Teilnehmende [an der Studie; Anm. AS] stellten Kategorisierungen generell infrage und kommentierten dies, wann immer der Fragebogen dies zuließ. Wir können ein deutliches Unbehagen mit Homogenisierungen und Essentialisierungen wahrnehmen, wenn diese auch bei besonders sozial verletzlichen Gruppen paradoxerweise verstärkt zu vernehmen sind. Es scheint, als ob die stärkste kategoriekritische Position von denen eingenommen werden kann, die aufgrund von erlebten Diskriminierungserfahrungen sensibilisiert genug sind, aber gleichzeitig über genügend Ressourcen verfügen, um ein Dazwischen aushalten zu können.“ (Zusammenfassung der Ergebnisse, S. 3)

Grundelemente oder Differenzlinien statt Struktur-Kategorien

Einige Intersektionalitäts-Expert_innen gehen gegenüber einer klaren Einteilung von drei/vier Strukturkategorien und anzahlloffenen Repräsentationskategorien von einer Reihe von „Grundelementen“ aus:

Grundelemente nach Mart Busche/Elisabeth Holzeithner (Vortrag Mart Busche, Graz, Januar 2014):

Alter

Körperliche Eigenheiten und Fähigkeiten

Citizenship

Soziale Position (sozio-ökonomische Respektabilität)

Position bezüglich Arbeitsmarkt

Sexuelle Orientierung (Hetero, homo, trans, bi)

Sex (Genitalien, Chromosomen, Hormone)

Gender (Stereotypen, Prototypen, Darstellung)

Gender Identifikation (Körper, Normen)

Verwandtschaft

Generative Elternschaft – Verantwortung für Andere

Bildung, Ausbildung

Ethnizität, Race

Kultur
Religion, Weltanschauung

Helma Lutz und Norbert Wenning unterscheiden 13 Differenzlinien:

Soziale Ordnungskategorien, die komplementär scheinen, aber hierarchisch funktionieren (nicht abschließend gemeint) wären: Geschlecht, Sexualität, ‚Rasse‘/Hautfarbe, Ethnizität, Nation/Staat, Klasse, Kultur, Gesundheit, Alter, Sesshaftigkeit/Herkunft, Besitz, Nord-Süd/Ost-West, gesellschaftlicher Entwicklungsstand (Geisen 2014, S. 100).

Kapitalismus und Intersektionalität

Die meisten Autor_innen verorten die intersektional zu analysierenden Diskriminierungsverhältnisse explizit in kapitalistischen, spätkapitalistischen bzw. neoliberalen Herrschaftsverhältnissen (Meritokratie; Diktatur der Gewinnmaximierung). Es wird auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die ökonomischen und Klassenverhältnisse aus den Augen zu verlieren.

„Etwa seit den 1990er Jahren wird bezüglich feministischer Politik und Wissenschaft, aber auch in den Sozialwissenschaften allgemein eine Verschiebung von der Frage nach ökonomischen Ungleichheiten hin zu stärker kulturtheoretischen Perspektiven auf Ungleichheiten und eine damit einhergehende Abkoppelung der beiden beobachtet (...). Diese Wende, der sogenannte *cultural turn* bzw. auch *linguistic turn* genannt, kann als eine Reaktion auf einen starken Ökonomismus gelesen werden, mit dem eine Engführung der Debatten um Herrschaftsverhältnisse auf Klassenverhältnisse einherging.“ (Frühauf 2014, S. 19/29)

Wie weiter oben erwähnt kritisiert Tove Soiland, dass das intersektionale Konzept in Kategorien denkt und diese daher zum Ausgangspunkt der Analyse macht. Sie stellt fest, dass Marx den Klassenbegriff erfand, mit dessen Hilfe er verstehen wollte, wie „das Kapital es anstellt, sich zu akkumulieren.“ Auch die Begriffe Geschlecht und Rasse als Begriffe zur Gesellschaftskritik waren ursprünglich dazu da, die damit verbundenen Hierarchisierungsmechanismen zu verstehen. Soiland führt aus, dass das intersektionale Ziel der Befreiung aus den Kategorien dem entgegengesetzt wäre. Die intersektionalen Kategorien sollten nicht als Ausdruck der hegemonialen Ordnung verstanden werden. Vielmehr sollte mithilfe der entsprechenden Begriffe die vormals unartikulierte herrschaftliche Ordnung artikuliert und damit offengelegt werden. Es ginge dann also um die Funktionsweise von Herrschaft und nicht um Personen, die die Kategorien verkörpern und sich aus ihnen befreien (Soiland 2012).

Allerdings verdeutlichen auch die Autor_innen, die Strukturkategorien definieren:

„Kennzeichen der vier Strukturkategorien und der korrespondierenden Herrschaftsverhältnisse ist, dass sie den Zugang zum kapitalistischen Arbeitsmarkt regulieren. Entlang der Differenzkategorien *race*, *class*, *gender*, *body* werden sowohl Arbeitsbereiche als auch gesellschaftliche Ressourcen ungleich verteilt (...).“ (Giebeler/Rademacher/Schulze 2013, S. 16)

Was leistet die intersektionale Perspektive in der Sozialen Arbeit?

Wie erwähnt, steckt die öffentliche Diskussion zu Intersektionalität noch in den Kinderschuhen (Langsdorff 2014, S. 10). Um Intersektionalität kümmert sich hauptsächlich der akademische Diskurs. Das bedeutet aber nicht, dass in der Sozialen Arbeit nicht intersektional gearbeitet wird. Klient_innen mit und in sich überschneidenden Diskriminierungslagen zu begleiten, ist ein Arbeitsauftrag von Sozialarbeit. Daraus entstanden Herangehensweisen der Sozialarbeit, wie etwa z.B. Streetwork, die Parteilichkeit mit den Diskriminierten als ein wesentliches Arbeitsprinzip ansetzen.

Dasselbe gilt für die Jugendarbeit in Jugendzentren, v.a. seit emanzipatorische und herrschaftskritische Bewegungen seit den 1960er Jahren auch hier Herangehens- und Arbeitsweisen veränderten.

Die Beschäftigung mit Intersektionalität geht, wie ausgeführt, auf herrschaftskritische politische Bewegungen zurück – entspringt somit einem entsprechenden Bewegungswissen, das akademisiert wurde (Wissenschaftswissen) und nun in den professionellen Kontext der Sozialen Arbeit eingeführt werden soll.

In der Sozialen Arbeit wird praktisch mit Ungleichheitsverhältnissen umgegangen, werden Veränderungsansätze entwickelt, ausprobiert, weitergeführt. So entstand etwa die Mädchenarbeit in Deutschland und Österreich in den 1970er Jahren aus der Kritik frauenbewegter Jugendarbeiterinnen an patriarchalen Machtverhältnissen bzw. aus der Betroffenheit von Mädchen und Mädchenarbeiterinnen von solchen Verhältnissen. Die Soziale Arbeit bezieht sich verschiedentlich auf kritische politische Bewegungen. Gleichzeitig ist Soziale Arbeit auch eine wohlfahrtsstaatliche Maßnahme (Frühauf 2014, S. 24/25). Zunächst wurde im Zusammenhang mit Armengesetzgebungen die öffentliche Fürsorge geschaffen und Anfang des 20. Jh. die Soziale Arbeit als staatliche Normalisierungsinstanz (um „unangepasste“ Menschen gesellschaftlich einzupassen).

„Soziale Arbeit als ein Feld sozialer Kampf- bzw. Aushandlungszonen des Umgangs mit sozial Ausgegrenzten und als hilfebedürftig Konstruierten steht und stand in Konflikt mit den Feldern juristischer und polizeilicher Ordnungsmaßnahmen, mit medizinischer und psychologischer Diagnostik, Soziologie, Erziehungswissenschaft und normativer pädagogischer Reflexion. Felder sozialer Arbeit wären in diesem Verständnis somit weder zielgruppenorientiert noch institutionsbezogen zu definieren, wie es bislang in der Sozialen Arbeit üblich ist.“ (Giebeler/Rademacher/Schulze 2013, S. 22)

Seit den 1960er Jahren, wie erwähnt, (beeinflusst von politischen Bewegungen, die sich maßgeblich auch mit faschistischen Normierungsregimes auseinandersetzten) wurden Konzepte entwickelt und in die Jugendarbeit aufgenommen, die gesellschaftliche Dominanzverhältnisse (Generationenverhältnisse, Geschlechterverhältnisse, die Pathologisierung und Kriminalisierung unerwünschter Verhaltensweisen) kritisch reflektieren (Lamp 2014, S. 211/12). Im Konzept der Lebensweltorientierung (seit den 1980er Jahren ein Hauptkonzept in der Sozialen Arbeit) ist die Bearbeitung von Differenz mitgedacht (Lamp 2014, S. 213).

„Perspektiven der Geschlechterpädagogik, der Interkulturellen Pädagogik und der Behindertenpädagogik machen Differenz zum Ausgangspunkt, sind aber hauptsächlich einem Differenzverhältnis verpflichtet und damit nicht in der Lage, tatsächlich Wechselwirkungen oder Interdependenzen von Ungleichheit generierenden Differenzverhältnissen zu analysieren und in die pädagogische Arbeit einzubeziehen.“ (Lamp 2014, S. 213)

An dieser Stelle wird das Konzept Intersektionalität in die Soziale Arbeit eingeführt. Damit die Soziale Arbeit nicht unkritisch zur Reproduktion von Ungleichheitsverhältnissen beiträgt, gilt es, diese Verhältnisse nicht zu sehr zu individualisieren und den einzelnen Fachkräften und ihren Interaktionen mit den Adressat_innen zu überantworten. Bei intersektionaler Fallarbeit muss genau darauf geachtet werden: es kann nicht darum gehen, die Erfahrungswelten multipel Benachteiligter zu erkunden, Adressant_innen genau zu beschreiben, um sie potenziell sozialarbeiterisch bearbeitbar und „regierbar“ zu machen (Frühauf 2014, S. 28/29). Wie bereits dargestellt, versteht sich Intersektionalität als ein herrschaftskritisches Konzept.

Im Feld der Sozialen Arbeit geht es um die Behebung, Abmilderung von Folgen von Diskriminierungsverhältnissen. Veränderungsprozesse des Sozialen werden nur langsam in der Gesetzgebung etc. reflektiert (z.B. Kindermigration). Sozialarbeiter_innen sind daher Agent_innen des sozialen Umbruchs an der Basis des Geschehens. Sie können Veränderungsprozesse aktiv begleiten.

„Dazu benötigt es allerdings der durch Gesellschaftstheorie *und* Forschungsverfahren ausgebildeten Wahrnehmungs- und Analysefähigkeit sowie die daran anknüpfende Fähigkeit zur professionellen Handlung.“ (Giebeler/Rademacher/Schulze 2013, S. 26)

An die Jugendhilfe stellt sich von daher die Anforderung:

„(...) dass Fachkräfte Sozialer Arbeit zunächst ein Verständnis dafür entwickeln müssen, inwiefern die Entstehung sozialer Konflikte mit soziostrukturellen Bedingungen sowie mit symbolischen Repräsentationen zusammenhängen.“ (Langsdorff 2014, S. 47)

Eine intersektionale Perspektive hilft dabei, entsprechende Wahrnehmungen zu verstehen bzw. sie ermöglicht solche Wahrnehmungen überhaupt erst. Sie wäre eine wahrnehmungsleitende Perspektive. Die intersektionale Perspektive wäre einzubeziehen in Arbeitskonzepte, in pädagogische Konzepte von Einrichtungen: in Grundlagen für die Ausrichtung der Arbeit sowie in Handlungsrichtlinien für Interventionen und Impulssetzungen.

„Unabhängig davon, ob wir über die Beratung von Opfern von Diskriminierung und Gewalt, die Durchführung eines Bildungsprojekts zu rassistischer Diskriminierung in der Schule, über die Arbeit in einem Jugendzentrum, als Streetworker oder in einem Mentoring-Programm reden – eine intersektionale Perspektive soll es möglich machen, den jeweiligen Arbeitsansatz so zu entwickeln, dass die komplexen Lebenswirklichkeiten der Teilnehmenden berücksichtigt werden. Intersektionale Arbeit integriert konkrete Erfahrungen ohne zu homogenisieren, festzulegen oder zu stereotypisieren (vgl. Busche/Stuve 2010).“ (Dissens e.V. 2011, S. 33)

LITERATUR/HOMEPAGES

<http://portal-intersektionalitaet.de/theoriebildung/schluesseltexte/> [14.05.2014]
<http://www.peerthink.eu/peerthink/> [19.11.2014] (Website des Daphne Projekts PeerThink zu intersektionaler Gewaltprävention)
<http://www.igiv.dissens.de/index.php?id=105> [9.12.2014] (Projekt IGIV – Intersectional Peer Violence Preventive Work, Module, Toolbox, Handbuch etc.)
www.dissens.de/isgp/ (Intersektionale Gewaltprävention, Modellprojekt von Dissens e.V. zur praxisnahen Qualifizierung für pädagogische Fachkräfte; Methoden, Selbstlern-Module, Präsentationen, Hintergrundtexte)
<http://www.dissens.de/isgp/index.php> (Projekt intersektionale Gewaltprävention von Dissens e.V.)
<http://transintersektionalitaet.org/> [14.05.2014] (Netzwerk Trans-*Inter-*Sektionalität. Sich queerstellen gegen Rassismus)
<http://erscheinungsraum.de/er009-intersektionalitaet/#t=0:09.592> (Interview mit Stefan Thesing – Behindertenpädagoge – zu Intersektionalität)
www.lesmigras.de [14.05.2014] (**Les**bische/bisexuelle **Migrant_innen** und **Schwarze** Lesben und Trans***Menschen**; Migrantische Selbstorganisation, Studie zu Mehrfachdiskriminierung)
<http://hej.gladt.de/> [14.05.2014] (Handreichung für emanzipatorische Jungenarbeit; GLADT ist eine unabhängige Organisation türkeistämmiger Lesben, Schwuler, Bi- und Transsexueller und Transgender (LSBTT) außerhalb der Türkei.)
www.queerformat.de/ [14.05.2014] (queere Bildungsarbeit, Vielfalt)
www.jungenarbeit-und-schule.de [14.05.2014] (Projekt von Dissens e.V., Texte und Materialien zum Download)
www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/0,1518,482104,00.html [14.05.2014] (Artikel von Sigrid Schmitz: Hirnforschung. Typisch Frau? Von wegen!)
www.meintestgelaende.de [18.11.2014] (Website von Jugendlichen und für Jugendliche, auf der sie Themen behandeln, die ihre Lebens- und Erfahrungswelten ausmachen)
<http://www.anti-bias-werkstatt.de/?q=de> [19.11.2014] (Website der Anti-Bias-Werkstatt in Berlin. Zentral bei Anti-Bias ist die Auseinandersetzung mit Diskriminierung und Unterdrückung, verschiedene Kategorien in ihrer Verstrickung werden wahrgenommen und die individuelle und gesellschaftliche Ebene einbezogen.)
<http://www.bremer-jungenbuero.de/respect.html> [19.11.2014] (Respect - antirassistische Mädchen- und Jungenarbeit, Bremer JungenBüro)
<http://www.bildungsteam.de/> [19.11.2014] (Website des Bildungsteam Berlin-Brandenburg e.V. - Politische Bildung und Konfliktbearbeitung für Jugendliche, Erwachsene und MultiplikatorInnen mit den Schwerpunktthemen Rassismus, Anti-Semitismus, Geschlechterverhältnisse.)

Beirat Jungenpolitik (Hg.) (2013): Jungen und ihre Lebenswelten – Vielfalt als Chance und Herausforderung, Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich

Bräuer, Gerd (2014): Das Portfolio als Reflexionsmedium für Lehrende und Studierende, Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich

Bundesarbeitsgemeinschaft Jungenarbeit (Hg.) (2013): Evaluationsbericht. Auswertung der 6 Partizipationsprojekte im Rahmen des Kooperationsprojekts fair_play der BAG Mädchenpolitik und der BAG Jungenarbeit, ausgearbeitet von Benjamin Weil. URL:

http://www.bag-jungenarbeit.de/files/fair_play/Evaluationsbericht_2014.pdf [11.11.2014]

Busche, Mart u.a. (Hg.) (2009): Peerthink. Ein Handbuch für intersektionale Gewaltprävention mit peers, Berlin (Daphne II Projekt „PeerThink – Tools and Resources for an intersektional prevention of peer violence“)

Busche, Mart/Cremers, Michael (2009): Jungenarbeit und Intersektionalität, in: Pech (Hg.): Jungen und Jungenarbeit. Eine Bestandsaufnahme des aktuellen Forschungs- und Diskussionstands. Hohengehren: Schneider Verlag, 13-30

Busche Mart/Scambor, Elli/Stuve, Olaf (2012): An Intersectional Perspective in Social Work and Education, ERIS web journal, 1/2012. URL: http://periodika.osu.cz/eris/dok/2012-01/02_an_intersectional_perspective_in_social_work_education.pdf [19.11.2014]

Chebout, Lucy (2012): Back to the roots! Intersectionality und die Arbeiten von Kimberlé Crenshaw. URL: www.portal-intersektionalitaet.de [09.05.2014]

Cho, Sumi/Crenshaw, Kimberlé Williams/McCall, Leslie (2013): Towards a field of intersectionality studies: Theory, Applications and Praxis, in: Signs 38, 4

Combahee River Collective (1977): The Combahee River Collective Statement. URL: www.portal-intersektionalitaet.de [09.05.2014]

Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex; A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory, and Antiracist Politics, University of Chicago Legal Forum, S. 139-167. URL: <http://web.calstatela.edu/faculty/tbettch/Crenshaw%20Demarginalizing%20Intersection%20Race%20Sex.pdf> [09.05.2014]

Degele, Nina/Winker, Gabriele (2011): „Leistung muss sich wieder lohnen.“ Zur intersektionalen Analyse kultureller Symbole, in: Knüttel, Katharina/Seliger, Martin (Hg.): Intersektionalität und Kulturindustrie. Zum Verhältnis sozialer Kategorien und kultureller Repräsentationen, Bielefeld: Transcript, S. 55-75. URL: https://www.tuhh.de/agentec/winker/pdf/Leistung_Degele-Winker.pdf [09.05.2014]

Degele, Nina/Winker, Gabriele (2007): Intersektionalität als Mehrebenenanalyse. URL: http://www.tuhh.de/agentec/winker/pdf/Intersektionalitaet_Mehrebenen.pdf [20.11.2014]

Dissens e.V. (Hg.) (2011): Handbuch intersektionale Gewaltprävention (Grundtvig Multilaterales Projekt IGIV). URL: http://portal-intersektionalitaet.de/uploads/media/igiv-handbuch_intersektionalitaet.pdf [09.05.2014]

Fleischer, Eva/Lorenz, Friederike (2012): Differenz(ierung)en, Macht und Diskriminierung in der Sozialen Arbeit? Neue Perspektiven mit dem Anti-Bias-Ansatz, in: wissenschaftliches journal österreichischer fachhochschul-studiengänge soziale arbeit, Nr. 8/2012, Rubrik „Sozialarbeitswissenschaft“/Standortredaktion Innsbruck. URL: <http://www.soziales-kapital.at/index.php/sozialeskapital/article/viewFile/245/386.pdf> [17.11.2014]

Giebeler, Cornelia/Rademacher, Claudia/Schulze, Erika (Hg.) (2013): Intersektionen von race, class, gender, body. Theoretische Zugänge und qualitative Forschungen in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit, Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich (siehe weiter unten Zitierung der einzelnen Artikel aus dem Buch)

Holzleithner, Elisabeth (2008): Vielfalt zwischen Management und Herrschaftskritik. URL: <http://homepage.univie.ac.at/elisabeth.holzleithner/HolzleithnerVielfalt2008.pdf> [12.05.2014]

Jantz, Olaf/Grote, Christoph (2014): Wie Intersektionalität Jungenarbeit (nicht) verändert. Welche Begleitung benötigen heutige Jungen_ wirklich?, in: Switchboard, Zeitschrift für Männer- und Jungenarbeit, Nr.205/2014, S. 16-19. URL: http://www.mannigfaltig.de/wordpress/wp-content/uploads/2014/04/Grote+Jantz_Switchboard205_Fr%C3%BChjahr2014.pdf [05.11.2014]

Langreiter, Nikola/Timm, Elisabeth (2011): Intersektionalität als kritisches Werkzeug der Gesellschaftsanalyse. Ein Emailinterview mit Nina Degele und Gabriele Winker, in: Landreiter, Nikola/Timm, Elisabeth (Hg.): Intersektionalität revisited: Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. URL: http://www.tuhh.de/agentec/winker/pdf/EMail-Interview_Degele-Winker.pdf [09.05.2014]

Langsdorff, Nicole von (Hg.) (2014): Jugendhilfe und Intersektionalität, Opladen-Berlin-Toronto: Verlag Barbara Budrich (siehe weiter unten Zitierung der einzelnen Artikel aus dem Buch)

McCall, Leslie (2005): The Complexity of Intersectionality, in: Signs: Journal of Women in Culture and Society 30 (3), S. 1771–1799.

Scambor, Elli / Busche, Mart (2011): Intersektionalität - ein Konzept zur Analyse multipler Formen der Unterdrückung, in: Über Bewegliches und Brüchiges im Gender Diskurs, GenderWerkstätte Jubiläumsbroschüre, S. 25-27

Schroffenegger, Gabriela/Schweighofer, Annemarie/Gnaiger, Andrea (2013): Burschenarbeit in der Steiermark. Bestandsaufnahme, nationaler und internationaler Vergleich, Empfehlungen zur Weiterentwicklung, Studie im Auftrag des Referats Jugend, Abteilung Bildung und Gesellschaft ; Gesellschaft und Diversität des Amtes der Steiermärkischen Landesregierung, Graz. URL: http://www.uibk.ac.at/fbi/download/Burschenarbeit_Stmk.pdf

Soiland, Tove (2012): Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen. Intersectionality oder Vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie. URL: www.portal-intersektionalität.de [09.05.2014]

Stuve, Olaf (o.J.): Unterschiede zwischen Diversity, interkultureller und antirassistischer Bildung sowie Intersektionalität. URL:

<http://www.dissens.de/isgp/docs/isgp-diversity-interkulturelle-antirassistische-bildung-intersek.doc> [20.11.2014]

Walgenbach, Katharina (2012): Intersektionalität – eine Einführung. URL: www.portal-intersektionalitaet.de [09.05.2014]

Walgenbach, Katharina/Dietze, Gabriele/Hornscheidt, Antje/Palm, Kerstin (2007): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen: Budrich Verlag

Artikel aus Giebeler/Rademacher/Schulze, 2013

Geipel, Karen/ Plößer, Melanie (2013): „Die sah aus wie ´n Schrank, das könnte ich nicht“ – Durchkreuzte Lebens- und Berufsplanungen junger Frauen. Gruppendiskussion (2013), in: Giebeler, Cornelia/ Rademacher, Claudia/ Schulze, Erike (Hg.): Intersektionen von race, class, gender, body. Theoretische Zugänge und qualitative Forschungen in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit, Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 79-95

Giebeler, Cornelia/ Rademacher, Claudia/ Schulze, Erika (2013): Intersektionalität: Ein neuer Diskurs für Forschung und Handlungsfelder der Sozialen Arbeit, in: Giebeler, Cornelia/ Rademacher, Claudia/ Schulze, Erika (Hg.): Intersektionen von race, class, gender, body. Theoretische Zugänge und qualitative Forschungen in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit, Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S.11-35

Lehmann, Nadja (2013): Häusliche Gewalt. Eine intersektionale Perspektive auf Migrantinnen im Frauenhaus. Biografierkonstruktion, in: Giebeler, Cornelia/ Rademacher, Claudia/ Schulze, Erike (Hg.): Intersektionen von race, class, gender, body. Theoretische Zugänge und qualitative Forschungen in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit, Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 151-170

May, Michael (2013): Ältere Migrantinnen im Quartier: Eine intersektionale Betrachtung. Intersektionale Sekundäranalyse, in: Giebeler, Cornelia/ Rademacher, Claudia/ Schulze, Erike (Hg.): Intersektionen von race, class, gender, body. Theoretische Zugänge und qualitative Forschungen in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit, Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 173-186

Spindler, Susanne (2013): Junge männliche Migranten. Der Diskurs um Integration. Diskursanalyse, in: Giebeler, Cornelia/ Rademacher, Claudia/ Schulze, Erike (Hg.): Intersektionen von race, class, gender, body. Theoretische Zugänge und qualitative Forschungen in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit, Verlag Barbara Budrich: Opladen-Berlin-Toronto, S. 61-77

Toppe, Sabine (2013): Zwischen Ausgrenzung und Normalität: Zur Macht und Wirksamkeit von Familien(leit)bildern und Geschlechterrollen in aktuellen Armutsdiskursen. Diskursanalyse, in: Giebeler, Cornelia/ Rademacher, Claudia/ Schulze, Erike (Hg.): Intersektionen von race, class, gender, body. Theoretische Zugänge und qualitative

Forschungen in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit, Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 117-133

Wellgraf, Stefan (2013): „The Hidden Injuries of Class“. Mechanismen und Wirkungen von Klassismus in der Hauptschule. Ethnografie, in: Giebeler, Cornelia/ Rademacher, Claudia/ Schulze, Erike (Hg.): Intersektionen von race, class, gender, body. Theoretische Zugänge und qualitative Forschungen in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit, Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 39-59

Artikel aus Langsdorff, 2014

Frühauf, Marie (2014): Intersektionalität für Alle? Zur Verortung intersektionaler Perspektiven in der neuen Rede von Differenz und Ungleichheit, in: Langsdorff, Nicole von (Hg.): Jugendhilfe und Intersektionalität, Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 15-37

Geisen, Thomas (2014): Differenzerfahrungen und Ambivalenzen. Intersektionelle Perspektiven auf Jugendliche mit Migrationshintergrund in der stationären Jugendhilfe, in: Langsdorff, Nicole von (Hg.): Jugendhilfe und Intersektionalität, Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 95-115

Lamp, Fabian (2014) Eine intersektionale Analyse der Schule – Schulsozialarbeit als Beitrag zu einer differenzsensiblen Schulkultur?, in: Langsdorff, Nicole von (Hg.): Jugendhilfe und Intersektionalität, Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 211 – 228

Langsdorff, Nicole von (2014): Theoretische Perspektiven sozialer Arbeit im Kontext von Ungleichheit und Intersektionalität, in: Langsdorff, Nicole von (Hg.): Jugendhilfe und Intersektionalität, Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 38-56

May, Michael (2014): Zur Mäeutik durch Intersektionalitäten in ihrer Verwirklichung blockierter Vermögen Heranwachsender, in: Langsdorff, Nicole von (Hg.): Jugendhilfe und Intersektionalität, Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 135-155

Schrader, Kathrin (2014): Gender und Intersektionalität im Theoriediskurs der Sozialen Arbeit, in: Langsdorff, Nicole von (Hg.): Jugendhilfe und Intersektionalität, Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 57-73

Stuve, Olaf (2014): „Geht es nicht eher um ...?“ Intersektionale Ambivalenzen in der Gewaltprävention und Antidiskriminierungspädagogik, in: Langsdorff, Nicole von (Hg.): Jugendhilfe und Intersektionalität, Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 229 - 248